

U n t e r d e n F i t t i c h e n d e s B ü s e n

D i e a n d e r s P e r s p e k t i v e

US.VERSION

(Vorwort)

Von Freunden der "White Rose Foundation" wurde ich gefragt, warum ich meine Erlebnisse beim Armeefeldlazarett v. Kleist, von denen ich gelegentlich erzählt habe, nicht aufgeschrieben hätte.

Ziemlich bald nach dem Kriege erschien in Deutschland das Buch "Die unsichtbare Flagge" von Peter Bamm. Es beschreibt, wie der Kommandeur eines Feldlazarett, der Chirurg Peter Bamm, den Russlandfeldzug der deutschen Armeen im Zweiten Weltkrieg erlebte.

"Die unsichtbare Flagge" wurde zu einem der wichtigsten "Entschuldigungsbücher" für die Bundesbürger in den ersten zwei Jahrzehnten nach 1945.

Sicherlich ist alles, was da geschrieben steht, so wie es beschrieben wird, wirklich geschehen.

Der Tenor des Buches ist wie sein Titel. Wir haben in den ganzen Schrecken der Nazizeit, an dem wir "natürlich vollkommen unschuldig waren", die Fahne des Anstandes und der Menschenwürde hochgehalten. "Nur ganz wenig haben wir vage gewusst". Gemordet haben nur die SS und der SD und von denen auch nicht alle. Natürlich konnte man die Fahne nicht offen zeigen, das wäre zu gefährlich gewesen.

Aber sie sei "uns anständigen Deutschen" trotzdem ständig vorangeflattert, eben "Die unsichtbare Flagge".

Das Bild, das Peter Bamm zeichnet, ist falsch.

Leute wie er dienten Hitler und seiner Mordmaschine zwar murrend, aber sie dienten. Man kann Hitler und den Holocaust nicht einfach abtrennen von der Masse der Deutschen, namentlich nicht von der Schicht der sogenannten "besseren Leute", dem gehobenen Bildungsbürgertum, Teilen des Offiziersadels und der Grosswirtschaft. Sie alle fühlten sich den Nazis, den "Proleten", weit überlegen. Man distanzierte sich hochmässig von den Reden des Führers, den Aufmärschen, den nazistischen Amtswältern und Blockwarten, aber man schwamm wohligh ganz oben mit auf der braunen Woge der wirtschaftlichen und politischen Erfolge .

Ich war zu Frontbewährung verurteilt.

Ein dreiviertel Jahr zog ich mit vielen Gesinnungsgenossen in einem Feldlazarett, meist in sicherer Entfernung von der Front, durch die Sowjetunion. Wir kämpften nicht, wir heilten Wunden und pflegten Kranke. So besteht auch bei dieser Schilderung meiner Erlebnisse immer die Gefahr, dass das Bild eines frisch fröhlichen Krieges oder zumindest einer edlen Nische gemalt wird.

Solchen Eindruck möchte ich vermeiden.

Denn dieser Feldzug hatte das Ziel, die Sowjetunion zu vernichten, den grössten Teil der Bevölkerung auszurotten und den Rest zu versklaven.

Wir haben nicht gemordet, ja wir waren gegen den Krieg und Hitlers Kriegsziele, aber wie auch immer unsere persönliche Einstellung war, wir waren Teil von Hitlers Vernichtungsmaschine.

Ich hoffe, es gelingt mir, diese Tatsache bei meinen Geschichten nicht in Vergessenheit geraten zu lassen.

(Ende Vorwort) //-----//

Es muss in den ersten Tagen des Januar 1942 gewesen sein, da stand ich ihm zum ersten Male gegenüber: Oberstabsarzt, später dann Oberfeldarzt (Oberstleutnant) Dr. v. Heymann.

Es war in der Atelierwohnung des Malers Bargher in der ersten oder zweiten Etage eines wundervollen Jugendstilhauses am Jungfernstieg in Hamburg, mit Panorama-Blick auf die Binnenalster über die Lombardsbrücke hinweg nach Uhlenhorst und Harvestehude.

Vier oder viereinhalb Meter hohe Räume.

Die Fronten zur Alster hin fast völlig verglast. Kostbare Teppiche, ausgesucht schöne Möbel, die Wände voller Bilder, meist wohl von Bargher selber oder anderen Hamburger Malern, die in der Nachfolge von Edvard Munch einen sehr gedämpften, wunderbar ästhetischen Expressionismus pflegten.

Kurz, es waren Räume, in denen ich mich sofort wohl und zuhause fühlte - vor Stunden erst der stinkenden Kaserne und eben einem überfüllten Zug und der Strassenbahn entstieg.

Ich stand stramm mit meinen viel zu kurzen Hosen und zu kurzen Ärmeln. Nur ganz ausnahmsweise waren in jenen Jahren die Kleiderkammern der Wehrmacht in der Lage, Menschen mit der Grösse von 196 cm mit passenden Uniformen zu versehen.

"Ich bin abkommandiert, ein Feldlazarett einzurichten. Wir werden im März mit der Aufstellung fertig sein, und dann geht es zum Einsatz. - Haben Sie Lust mitzukommen?" Was blieb mir, als ein zackiges "Jawoll, Herr Oberstabsarzt" zu schmettern.

Dann kamen noch ein paar Sätze, dass ich die Sanitäterschule besuchen müsse, die Zeit würde für mich so abgekürzt werden, dass ich noch rechtzeitig zu der Einheit stossen könne, er erwarte von mir einen guten Abschluss. Und dann gingen wir über zum privaten Teil.

Alles militärische war abgestreift.

v. Heymann gab mir die Hand, ich begrüßte so höflich wie möglich seine Gattin, die leicht lächelnd den höchstens anderthalb Minuten dauernden offiziellen Teil beobachtet hatte. Wir versanken in den unendlich bequemen Sesseln, genossen den Blick über die Alster, einen herrlichen trockenen Sherry und sprachen über Bücher, die schöne Wohnung, Bilder und alles mögliche.

Krieg und Faschismus waren Könen weit entfernt.

Für mich war es nach mehr als einem halben Jahr das erste Gespräch unter Menschen - wir verstanden und mochten uns sofort.

Es war der Beginn einer der interessantesten Bekanntschaften meines Lebens. Vielleicht war es sogar eine Freundschaft.

Der Kriegsgerichtsrat hatte mich martialisch mit den Worten "entweder Sie fallen, oder Sie kriegen den Sandhaufen" (soll heißen, man würde mich standrechtlich erschiessen) mit Frontbewährung entlassen. Der harsche Ton überdeckte aber nur die Tatsache, dass das Militär sich einer Auslieferungsforderung der Gestapo widersetzt hatte. Pro forma hatte man mich drei Monate lang eingesperrt und jetzt war es an der Zeit, wie die Älteren, Erfahreneren meinten, mich aus dem Gesichtskreis der Gestapo verschwinden zu lassen, bevor ich weitere Dummheiten machen konnte. Denn mein lockeres Kundwerk war durch die Kaft, wohl zum Entsetzen aller, keineswegs gebremst worden.

v. Heymann, also meine Einheit, musste vierteljährlich der Gestapo über meine militärische Bewährung berichten. Man kann sich unschwer vorstellen, welchen Jux sich die Schreibstübenunteroffiziere daraus gemacht haben, der allgemein verachteten Gestapo die herrlichsten Zeugnisse über meine militärischen Grosstaten auszustellen. Sonst galt ich bei ihnen

als der unmöglichste Soldat der Einheit.

Lange nach dem Kriege erzählte mir v. Heymann unter schallendem Lachen, in welche Verlegenheit er dann doch eines Tages geraten sei, als die Gestapo bei ihm nachfragte, warum er denn einen so glänzenden Soldaten nicht endlich zum Gefreiten befördert habe. Dazu aber hätte er sich angesichts meines unsoldatischen Habitus eben doch nicht entschliessen können.

Tatsächlich bin ich wohl einer der wenigen deutschen Soldaten des Zweiten Weltkrieges, die trotz vierjähriger Dienstzeit nicht einmal zum Obersoldaten befördert worden sind.

Seltsem verschlungen waren die Seilschaften der gegenseitigen Hilfen innerhalb der gesellschaftlichen Gruppen in der Nazizeit. Die Nazis haben sie wohl auch geduldet. Sie funktionierten ziemlich todsicher bis zum Fall von Stalingrad. Erst nach dem 20. Juli haben die Nazis wohl die Solidarität der bürgerlichen, adligen oder militärischen Gruppen untereinander als mögliche Gefahr für ihr Regime erkannt und versucht, sie zu zerschlagen. Aber auch dann blieben sie noch so weit intakt, dass sie mir und wohl tausenden anderen noch das Leben gerettet haben.

Wäre ich Arbeiterkind und nicht der Sohn eines Universitätsprofessors gewesen, ich hätte das alles vermutlich nicht überlebt.

Da liegt für mich der Sündenfall der deutschen Eliten, den Überbleibseln der Oberschichten des alten Ständestaates. Nicht dem Menschen wurde geholfen, nur dem Standesgenossen. So rührte sich bei uns in Deutschland kaum eine Hand in den "besseren Kreisen", um den Juden zu helfen. Hilfe fanden sie viel eher bei den "kleinen Leuten".

Dr. v. Heymann, 1942 Anfang 40, Sohn eines Generals, war das typische Produkt einer über viele Generationen dauernden Zuchtwahl. Etwas über mittelgross, fast überfein geschnittenes schmales Gesicht mit edler grosser, fein gebogener Nase. Seine Augenbrauen waren wie das berühmte Kaiser-Wilhelm-II-Bärtchen. Nur wurde diese Zier nicht unter der Nase, sondern über den Augen getragen.

Von unendlichem Charme und Zeuse gleich donnernd in seinem Zorn. Ein schöner Mann. Im schlimmsten Morast der Rollbahnen stets mit lackschuhhaft glänzenden braunen Reitstiefeln, trug er zu jeder Jahreszeit einen weit wehenden Umhang, wie wir ihn an Blücher oder Napoleon von Gemälden kennen.

Er war Strassermann, Anhänger jenes Gregor Strasser, der wegen seiner sozialrevolutionären Ideen 1932 aus der KSDAP ausgeschlossen und 1934 im Zusammenhang mit den sogenannten Röhmputsch erschossen wurde.

Bisher im Range eines Majors (Oberstabsarzt), Adjutant beim Generalarzt im Wehrkreis X, hatte man ihn gegen seinen Willen zum Oberfeldarzt (Oberstleutnant) befördert. Damit musste er seinen Adjutantenposten aufgeben, und er verschwand aus Hamburg, wo man wohl seine politischen Verbindungen fürchtete.

So ein Feldlazarett bestand damals aus etwa 120 Mann, Ärzte, Sanitäter, Fahrer, Küche, Handwerker, Schreibstube, Zahlmeisterei etc. Wir hatten etwa 40 Fahrzeuge, Busse, Lastwagen, Sanitätswagen und Personen-Kraftwagen. Etwa die Hälfte der Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften hatte sich v. Heymann selbst ausgesucht. Das ging von seinem Obernehmendenlieferanten, einem Geschäftsmann in Hamburg Grosse-Sleichen, über Freunde unter den Ärzten bis zu einigen politisch zweifelhaften Typen wie mich.

Souverän, wie bei der Auswahl seiner Mannschaften, führte v. Heymann auch seinen Krieg.

Normalerweise untersteht ein Feldlazarett der Division. Damals bei der Infanterie etwa 20 000 Mann. Ein Feldlazarett betreut 70 -

100 Betten.

Wir unterstanden direkt dem Armeeeoberkommando. Mehr als unser Einsatzort wurde nicht befohlen. Wir betreuten nicht 100 Betten sondern wohl bis zu 2000. Ich habe diese Zahl nur gehört. Aber da meine eigene "Magen-Darm-Station" - ein Arzt und ich waren das einzige deutsche Personal - zeitweise über 350 Betten umfasste, scheint mir die Zahl nicht übertrieben.

v. Heymanns unmögliche Soldaten waren gute Arbeiter. Die Einheit übererfüllte ihre Aufgaben. Wir genossen das Wohlwollen der Armeeführung.

Ewiges Problem in wohl jeder Armee ist der Alkoholmangel. v. Heymann liess den Lastwagen mit den für das Lazarett bestimmten Weinfässern an drei aufeinanderfolgenden Tagen angeblich verunglücken, bis er den "uns gebührenden Vorrat" angesammelt hatte. Jeder verstand natürlich den Schwindel. Aber wir genossen das Wohlwollen der Armeeführung, wer wagte sich da schon zu beschweren.

v. Heymann war ein Mann von Witz und grosser Zivilcourage.

Das zeigte sich bei vielen Gelegenheiten:

Es war bei unserem ersten Einsatz in Lisitschensk.

Ich kam hinzu. In einem Kreis von neugierigen Soldaten und Zivilisten brüllte v. Heymann zwei SS-Unteroffiziere an: "Nehmen Sie gefälligst Haltung an, wenn Sie mit mir sprechen! Wissen Sie denn nicht, dass die Frauen von russischen Offizieren, auch wenn sie Jüdinnen sind, laut Befehl des Oberkommandos der Wehrmacht nicht den Rassegesetzen unterliegen? Sehen Sie sich hier ihre Papiere an! Oder können Sie nicht lesen?" Soweit ich sehen konnte, hielt er den SS-Leuten zwei russische Pässe unter die Nase. v. Heymann kannte bestimmt selbst keinen kyrillischen Buchstaben, die SS-Leute wohl auch nicht. Sie murmelten etwas von Befehl. Heymann brüllte zurück, ob sie es verantworten wollten, die Funktionsfähigkeit des Lazarettts zu gefährden. Wenn sie Befehl hätten, sollten sie mit präziseren

Unterlagen wiederkommen und sich gefälligst bei ihm melden und sich nicht hier irgendwo im Lazarett herumerschleichen. Die SS-Leute schlugen die Hacken zusammen, machten kehrt. v. Heymann murmelte so etwas wie: "Solche Schweinereien, wenigstens nicht, solange wir hier sind."

Die beiden jungen Frauen, um die es ging, sie standen mit im Kreis, waren in der Folge verschwunden. Ich habe nie gefragt, wo sie geblieben sind. Solche Fragen stellte man nicht.

Im Augenblick konnte die SS ihnen wohl nichts tun. Ob es ihnen gelungen ist, die lange Zeit der Besetzung zu überleben, weiss ich natürlich auch nicht.

Der Hintergrund dieser Geschichte war folgender:

Wir brauchten, um unser Lazarett betreiben zu können, russisches Hilfspersonal, das wir aus den Standorten rekrutierten.

Mienstverpflichtung nannte man das während des Krieges. Es mussten für den Krankenbetrieb Schulen oder andere Gebäude ausgeräumt, die Betten im Ort requiriert, Strohsäcke gestopft, Betten gemacht werden. Fegen, waschen, Essen austragen, all das war die Arbeit von Hilfspersonal.

Beim ersten Einsatz in Lisitschansk konnten wir noch kein Russisch. Unter der russischen Bevölkerung gab es keine Leute die Deutsch konnten. So griffen wir auf jüdische Frauen am Ort zurück - die Männer waren natürlich alle in der Roten Armee. Sie sprachen jiddisch, und damit konnten wir uns einigermaßen, wenn auch schwierig, verständigen. Oft kam es zu den komischsten Missverständnissen. Wir haben viel darüber gelacht.

Die beiden jungen Frauen, um die es ging, arbeiteten auf irgendeiner unserer Stationen. Die SS Leute waren angekommen, hatten erklärt, es seien Frauen von Kommissaren und schickten sich an, die beiden zu verhaften. Das war wahrscheinlich irgendeine Anordnung im Zusammenhang mit dem berüchtigten "Kommissarbefehl". Ich wäre dieser Situation damals nicht gewachsen gewesen. Andere waren zum Glück lebenserfahrener als ich.

Jedenfalls gelang es dem Stationssanitäter, v. Heymann benachrichtigen zu lassen und die SS solange aufzuhalten, bis der in wehendem Mantel dahergehauert kam, um gerade noch rechtzeitig einzugreifen. Für solche Festnahmen hatte die SS keine schriftlichen Unterlagen und nichts. v. Heymann wusste das wohl und hat das in diesem Falle genutzt.

Später konnten wir mit solchen Methoden nicht mehr helfen.

Ich bewunderte v. Heymanns Schneid.

Dass er sich an jedem Ort, an dem wir Station machten, als erstes einen Luftschutzbunker bauen liess, obwohl nur alle drei oder vier Tage einmal ein russisches Flugzeug von der Grösse einer Sportmaschine auftauchte, haben wir ihm damals herablassend lächelnd verziehen. Wir Zwanzigjährigen konnten uns nicht vorstellen, dass uns etwas passieren könnte.

Militärisch war er wohl kein Held.

Bewundernswert war sein Mut gegenüber Vorgesetzten und sein Einsatz für seine Leute.

Wir zogen mit der sechsten Armee, von der die Armee v. Kleist, so viel ich weiss, erst später abgetrennt wurde, von Lisitschansk weiter in Richtung Stalingrad. Eines Abends, in irgendeinem Dorf, gab es ein ungeheures Besäufnis zusammen mit den Offizieren irgendeiner anderen Einheit. Ich weiss nicht, wie ich unter die Offiziere geraten war. In der Regel feierten

Mannschaftsdienstgrade nicht zusammen mit den Offizieren.

So ziemlich auf dem Höhepunkt der Abends steht der Sprecher der anderen Einheit, ein junger, grosser, adliger Major, vielleicht zwei oder drei Jahre älter als ich, auf, erhebt sein Glas und beginnt mit einer langen Suada, Rommel rücke jetzt vorwärts in Afrika, wir unter Paulus würden in den nächsten Wochen Stalingrad erobern und damit die wichtigsten Verbindungen der Sowjetunion abgeschnitten haben, Frankreich hätten wir

bereits geschlagen und nichts könne den deutschen Sieg aufhalten, und auf den Sieg und auf die glorreiche deutsche Vergangenheit und, und, und, wollten wir jetzt trinken. Es war keineswegs Begeisterung in der Runde. Aber wir tranken natürlich auf diesen Toast. Und dann ritt mich, natürlich auch nicht mehr ganz nüchtern, der Teufel und ich erzählte der nach anfänglichen Lachen immer stiller werdenden Runde folgende Geschichte:

Ein Mütterchen irgendwo vom Lande soll vom Führer persönlich ausgezeichnet werden, weil sie zehn Söhne als Soldaten an der Front hat. In ihrem besten Sonntagskleid ist sie in Berlin in der Reichskanzlei angekommen. Natürlich muss sie warten. Sie sitzt auf dem Sofa, einige Adjutanten oder Wachen stehen herum, auf der Wand ihr gegenüber ist eine riesige Weltkarte. Sie tippt einen der Adjutanten an und fragt ihn, was das denn sei, was da gegenüber an der Wand ist. "Das ist eine Karte von der ganzen Welt. Da sind alle Länder der Welt abgebildet," erklärt ihr freundlich der Adjutant. Nun ist sie interessiert und will alles genau wissen: "Was sind denn die vielen roten Flächen auf der Zeichnung?" "Das ist das Britische Empire, England mit seinen Dominien und Kolonien." Sie ist erstaunt "Und was ist denn hier die riesige grüne Fläche?" "Das ist Russland, die Sowjetunion." Und freudig erregt fragt sie weiter: "Und nun, Herr Adjutant, zeigen Sie mir aber bitte das Grossdeutsche Reich!" Der Adjutant zeigt ihr, wo Deutschland liegt. "Was," sagt sie, "dieser kleine blaue Fleck, das ist Deutschland?!" und dann nach einigem Nachdenken "Sagen Sie - weiss denn das der Führer??" - -

Das Schweigen in der Runde war eisig.

v. Heymanns Kaiser-Wilhelm-II-Bart-Augenbrauen wanderten hoch bis nahe an den Haaransatz.

Er fand, ich sei zu weit gegangen. Ich wusste, ich war zu weit gegangen.

Der Major lallte etwas von Wehrkraftzersetzung, von Elementen, die ausgemerzt werden müssten. "Davon wird Deutschland auch nicht grösser," murmelte v. Heymann, erhob sich und rauschte

davon. Die Runde war damit - v. Heymann war der ranghöchste und älteste Offizier - aufgehoben. Ich wie ein begossener Pudel hinterher. Er sagte keinen Ton, würdigte mich keines Blickes.

Ich wusste, dass ich ihn in eine verteuflte Situation gebracht hatte. Es war eben eine Zeit, in der auch wahre Geschichten lebensgefährlich sein konnten.

Erst Jahre später, als ich ihn in Bremervörde besuchte, hat er mir erzählt, der Major hätte tatsächlich Meldung erstattet, sei aber zwei oder drei Tage später gefallen, und so sei die Affäre auf "dem kleinen Dienstwege" erledigt worden.

Auf v. Heymann war Verlass.

Als wir im März 1942 mit unserem Feldlazarett in Richtung Osten starteten, wusste ich ziemlich genau über die systematische Judenverfolgung zum Ziele der Judenvernichtung Bescheid. Das Ausmass aber und die zynische Brutalität mit der sie dann vollzogen wurde, habe ich einfach für unmöglich gehalten.

Am 16. Juli 1941 war ich verhaftet worden. Man hatte mich - so ging das damals - am 16. um 10.00 Uhr in die Stadthausbrücke, das damalige Hamburger Gestapohauptquartier, bestellt. Dann hatte man mir bis zum Abend alle in meiner Akte stehenden Anzeigen vom Jahre 1933, damals war ich 12 Jahre alt, bis zum heutigen Tage vorgelesen und mich dazu befragt. Die letzte Anzeige kam von einer Studentin der Kunsthochschule, mit der ich befreundet gewesen war.

Ich hatte Ihre Begeisterung über den neuen Schlachtkreuzer Bismarck mit den Worten gedämpft: "Ganz egal, welche Wunderdinge dieses Schiff vollbringen könne, der Krieg wäre auch damit nicht zu gewinnen."

Wie weit die Anzeige die Initiative des Mädchens war, oder ob man sie mehr oder weniger unter Druck dazu gebracht hatte, weiss ich nicht, es spielt auch keine Rolle.

Gestapokommissar Reimann sagte mir zum Schluss mit scheinbarer Sanftmut: "Ja, da müssen wir Sie leider hier behalten." Ich ging zur Tür, neben der schon ein SS-Wärter stand, hob den Arm, um mich mit dem "Deutschen Gruss" zu verabschieden. Da schlug mir der SS-Mann mit ausgestrecktem Arm, offenbar oft geübt, seinen Handrücken ins Gesicht, sodass Nase und Lippen bluteten. Reimann sagte ölig "Ja, Sie sind jetzt Schutzhaftgefangener und nicht würdig, den Deutschen Gruss auszuüben."

Und dann verbrachte ich meine erste Nacht als Gefangener in einer der Massenzellen des KZ Fuhlsbüttel. Ich hatte schon vorher von entlassenen KZ Häftlingen gehört, dass die Wachmannschaften einem die Mütze vom Kopf schlugen und, machte man dann einen Schritt aus dem Gitter, um sie aufzuheben, denjenigen "auf der Flucht" erschossen. Viele weitere Schikanen und Varianten des Tötens wurden mir in dieser ersten Nacht erzählt.

Natürlich hatte ich Angst.

Zusammen mit mir eingeliefert war ein etwa vierzigjähriger runder jüdischer Tabakladenbesitzer. Er jammerte und heulte, er könne überhaupt nicht verstehen, weswegen man ihn festgenommen hatte. Vielleicht ahnte oder wusste er aber auch schon, dass er nicht mehr lange zu leben haben würde.

Ich fand nicht, dass ich zu Unrecht eingesperrt worden war. Naiv und Überheblich wie ich war, glaubte ich, dass eigentlich eine gewisse Zeit im KZ zu einem anständigen Antinazi gehöre, wie die Schmiess zu einem korporierten Studenten. Ich hatte so viele Ex-Häftlinge getroffen, dass ich meinte, ebenfalls leicht überleben zu können.

Die nächsten Tage vergingen, jeden Tag mit einem anderen Mitgefangenen mit einer Handschelle zusammengeschlossen, mit der Fahrt zur Stadthausbrücke und dem Warten auf das Verhör, das nicht kam. Wir standen zusammengeschlossen Stunden um Stunden mit den Fusspitzen und also auch mit der Nase an der Wand.

Zeitweise gab einem jemand, wehe man drehte sich um, den man nicht sehen konnte, von hinten einen mehr oder weniger freundschaftlichen Schubs, dass man, nur wenn man sehr geschickt war, mit der Stirn, sonst aber mit der Nase an die Mauer schlug.

Nach drei oder vier Tagen aber funktionierte schon das Netz der guten Verbindungen. Mein Vater hatte einen mit den Gestapo-Praktiken vertrauten Anwalt genommen. Der hatte mit seinem Freund, dem Staatsanwalt, geredet, und der hatte dem Gestapochef gesagt, dass ein so gewichtiger Fall unbedingt vor Gericht verhandelt werden müsse und meine Auslieferung an die Justizbehörden verlangt. Und so kam ich denn aus dem KZ Fuhlsbüttel, nicht ohne mit einigen deftigen Gummiknüppelschlägen verabschiedet worden zu sein, in die offizielle Untersuchungshaft. Und als mir dann der Untersuchungsrichter, mit Silberumschlungenen SS-Abzeichen am Revers, eine Predigt hielt, wie ich angesichts meines so "hoch zu verehrenden Herrn Vaters" denn solche Ungeheuerlichkeiten hätte sagen können, da war ich eigentlich erstaunt, nicht sofort entlassen zu werden. Aber man meinte, mir einen Denkkzettel verpassen zu sollen. Auch müsse wohl etwas Gras über die ganze Geschichte gewachsen sein, bevor die Gestapo Ruhe gebe würde. Aus der Untersuchungshaft wurde ich am 16. September noch einmal dem Gestapokommissar Reinhardt vorgeführt, der schickte mich mit einem Gestapomann rechts und einem Gestapomann links, ich spitternackt in der Mitte, vor den Musterungsarzt. Um sechs Uhr morgens am 17. September musste ich mich dann beim Sanitätseratzbataillon X in Neumünster melden.

Ich kann leicht schnodderig über meine Haftzeit reden. Mir ist wirklich nichts passiert, ausser dass ich mehr als 25 Pfund abgenommen hatte. Ich habe das Glück meines Lebens gehabt, dass die Zeit vom 16. Juli bis zum 16. September die Zeit der ganz grossen Siege der deutschen Armeen im Osten war. Es war die Zeit der Panzerumfassungsschlachten. Jeder Tag brachte

Hunderttausende von Gefangenen, jeder Tag riesige Geländegewinne. Ein dummer Junge, der angesichts solcher Siege meinte, der Krieg wäre nicht zu gewinnen, den nahm man zu meinem Glück in dieser Zeit nicht ernst. Es war ja die Zeit, da wirklich viele zweifelten, ob denn die Sowjetunion auf die Dauer dem Ansturm der Deutschen standhalten könne.

Schon einige Monate später wäre wohl meine Bemerkung, dass der Krieg nicht zu gewinnen sei, ganz anders beurteilt worden.

Mein Bruder Rudolf, mein Vater und viele Freunde und Bekannte, die erst zwei Jahre später nach dem Desaster von Stalingrad verhaftet wurden, haben die Härte des Terrorregimes voll zu spüren bekommen und bestimmt nichts zu lachen gehabt.

Ich erzähle die Geschichte meiner Verhaftung eigentlich nur, um dem Leser die wichtigste Quelle zu zeigen, aus der meine Kenntnisse über die KZ's und die Judenverfolgung stammen. Nach drei Monaten Haft war ich besser als die allermeisten in Deutschland über die Menschenvernichtungs-Methoden der Nazis unterrichtet. Im Gefängnis erfuhr man alles, besonders solches, das der Öffentlichkeit verborgen bleiben sollte. Gefangene kommen von überall her. Der ehemalige KZ-Häftling trifft mit dem verurteilten SS-Mann ebenso zusammen, wie der Intellektuelle mit dem imbezillen Triebtäter.

Als ich so, eigentlich nicht unvorbereitet, im März 1942 bei unserem ersten längeren Stop auf dem Wege an die Front in Warschau das Ghetto sah, war ich doch auf die Wirklichkeit, auf das Leid und Elend, das sich den Augen darbot, vollkommen unvorbereitet.

Was man da sah, entzog sich der Vorstellungskraft.

Alle würden umgebracht werden, das wusste ich.

Die Infamie des Systems sah man schon am Tor. Einige Opfer wurden zugleich zu Vollzugsorganen der Nazi-Mordmaschine gemacht. KZ-Häftlinge wachten über KZ-Häftlinge. Hier wachte eine jüdische Polizei, eingesetzt von der SS, über die Ordnung im Ghetto. Jüdische Polizei stand auch am Haupttor. Wir, zwei andere meiner Einheit und ich, wollten hineingehen. Aufgehalten wurden wir von zwei jüdischen Polizisten in Phantasieuniformen. Wir verstanden sie nicht.

Wer waren sie, dass sie meinten, uns aufhalten zu dürfen. Da schlenderte freundlich lächelnd ein SS-Wachtmann in elegantester Uniform auf uns zu. Er allein hatte die Oberaufsicht am Haupttor zum Ghetto. Mehr brauchte es nicht. Die Arbeit, das Untersuchen der Hereinkommenden auf Schmuggelgut, die Ausweiskontrolle der zu Arbeitseinsätzen Hinausgehenden, das machte die jüdische Polizei. Was wir denn hier wollten, fragte er, nein, hineingehen, das wäre unmöglich, es bestünde Seuchengefahr und überhaupt, es wäre viel zu gefährlich, das "Gesindel" würde uns berauben und womöglich erschlagen.

So zogen wir wieder ab. Wir blieben drei bis vier Tage in Warschau. Warschau war damals noch trotz seiner Zerstörungen durch die Bombenangriffe des Jahres 1939 eine faszinierende Stadt. Es war lange nicht so zerbombt, wie später Hamburg oder Berlin. Warschau, die Hauptstadt Polens nach der Wieder-Gründung des Staates 1917, war mit vielen aus den zwanziger Jahren stammenden Repräsentationsbauten ausgestattet. Die polnischen Architekten hatten bei gleicher künstlerischer Absicht meist viel leichtere, elegantere Lösungen gefunden, als die Deutschen derselben Stilepoche.

Trotz Krieg und Besetzung erschien Warschau 1942 fast als eine heitere Stadt. Die Strassen waren voll Menschen. Die polnischen Frauen verstanden es, auch aus schlechtem Zeug noch stets so etwas wie Eleganz zu zaubern. An jeder zweiten Ecke stand irgendein Gaukler, Wahrsager oder wenigstens ein Drehorgelspieler. Das Ghetto war eine Enklave für sich. Niemand schien es

wahrzunehmen.

Mich zog es immer wieder hin zum Ghetto.

Was mich berückte, war die vollkommene Hilflosigkeit. Man konnte nichts anderes tun, als zuzusehen.

Einzelne lagen einfach auf dem Bürgersteig, andere schleppten sich mühsam irgendwie die Strassen entlang.

Ausser vom Haupttor waren die Strassen des Ghettos nur zum Teil einzusehen, es war umgeben von einer hohen Mauer, aber man sah viele "Muselmänner" an den Fenstern.

"Muselmänner" das waren im Deutsch der damaligen Zeit die vollkommen abgemagerten, schon fast verhungerten Gestalten, wie man sie später im KZ Bergen-Belsen zu Tausenden gefunden hat, und wie wir sie heute manchmal auf Bildern aus den Hungergebieten der Sahel-Zone sehen.

Und dann sassen wir irgendwo zusammen, drei, vier Mann, und einer sagte es: "So - wird es uns allen gehen nach dem Kriege." Wir, das war ein vertrauter Kreis aus dem Feldlazarett, ich erinnere mich an den Obergefreiten Volters aus Köln, einer unserer Krad-Fahrer, und August Sturm aus der Nähe von Hamburg, die Namen der anderen habe ich vergessen. Alles "kleine Leute".

Ich war stolz, ihr Vertrauen gewonnen zu haben.

In diesem Kreis gab es keinen Zweifel darüber, dass wir den Krieg nicht gewinnen konnten. Und wenn wir ihn doch gewinnen sollten, so war unsere von Galgenhumor geprägte Redensart, dann ist das auch nicht viel besser, dann ereilt uns das Rentenalter eines Tages als Wachtposten auf den Molen von Wladiwostock.

Wir hatten Angst, weniger vor dem Feldzug, der uns bevorstand, als vielmehr vor dem, was uns danach erwarten würde.

Wir waren mit der Eisenbahn nach Warschau geschafft worden. Noch im März fuhren wir mit unseren eigenen Fahrzeugen weiter nach Radom, wo wir ziemlich trostlos in einem Barackenlager etwas ausserhalb der Stadt untergebracht waren.

Vom Zuge aus hatte man die Dörfer und kleinen Städte nur sehen können. Jetzt erlebten wir die Armut hautnah. Die Deutschen der dreissiger Jahre waren im Vergleich zu heute, 1988, sicher bitter arm, aber verglichen mit Polen lebten die Menschen selbst auf dem Lande auch damals noch fürstlich. Wie weit die Armut zusätzlich noch kriegsbedingt war, konnten wir nicht beurteilen. Das Landleben schien aber damals vom Krieg noch ziemlich unberührt.

Überall am Wege waren Arbeitstrupps damit beschäftigt, Strassen, die von den schweren deutschen Militärfahrzeugen zerstört waren, zu reparieren.

Etwas ein Drittel der Strassen-Arbeiter-Truppe bestand aus Juden. Man konnte sie sofort erkennen. Fast alle trugen ihre Kaftane.

Unterwegs waren uns viele jüdische Friedhöfe aufgefallen, auf denen die alten Grabsteine stehen blieben, bis sie buchstäblich zu Staub zerfallen waren. Es war offenbar eine der besonderen Delikateessen der Nazis, gerade die jüdischen Arbeitstrupps zu zwingen, ihre Grabsteine zu Strassenschotter zu verarbeiten. Mindestens zweimal sahen wir das auf dem Wege nach Radom. Später habe ich es noch öfter gesehen.

Auch in Radom gab es ein Ghetto. Bewacht ebenfalls von jüdischer Polizei. Hier hinderte uns niemand, das Ghetto zu betreten. Jüngere Männer waren nicht zu sehen. Sie waren wohl den Arbeitstrupps zugeteilt. Nur Frauen, Kinder und ganz alte Männer bildeten die Belegschaft.

Für die Menschen konnten wir auch hier überhaupt nichts tun, wieder nur zusehen. Nicht einmal Brot konnten wir ihnen zustecken. Wir selber hatten viel zu wenig zu essen für uns junge Leute. Wir sahen, es wurde langsam Frühling, wie die Einwohner versuchten, in Blumentöpfen - meist waren es leere Konservendosen - Tomaten zu ziehen. Oft hingen die ganzen Fenster voll. Überall an den Häusern waren die Pflastersteine herausgerissen und in den kleinen Rinnen wurde irgendetwas gepflanzt. Der Hunger im Ghetto musste fürchterlich sein.

Die Besuche dort haben wir bald aufgegeben. Wir merkten, welches Entsetzen deutsche Uniformen unter den Ghetto-Insassen hervorriefen. Die SS kam offenbar nur dahin, um einzelne zu verhaften. Unsere Uniformen waren für Unkundige nur schwer von denen der SS zu unterscheiden. Die völlige Hilflosigkeit war es, die uns am meisten bedrückte.

Im Lager machten wir einen regelrechten Kasernenhofdienst. Anscheinend wollte man nicht, dass wir viel in die Stadt gingen. Aber es gab viele Möglichkeiten. Ich wurde nach einigen Wochen abkommandiert, um die riesigen Kinoplakate zu malen, die damals allgemein Mode waren und die auch das deutsche Kino am Marktplatz in Radom zierten. Nun hatte ich nicht nur Zeit, sondern auch Geld, um mit Volters in die Gegend hinauszustreifen, um das Land etwas besser kennenzulernen.

(Seiten 19 und 20 wurden nicht geschrieben!)

Ich verstand damals, in der Grossstadt gross geworden, nichts von Landwirtschaft und konnte nicht einmal unterscheiden, ob es sich in der Umgebung von Radom um Grossgrundbesitzer- oder Bauern-Land handelte.

Juden hat es wohl auf dem flachen Lande in Polen nur sehr selten gegeben. Soweit ich die Geschichte der Juden im Osten kenne, waren sie traditionell und, wegen des Verbots Land zu kaufen, gezwungenemassen Handwerker. Sie wohnten meist nur in grösseren Dörfern und in den Städten.

Von meiner aus St. Petersburg stammenden Mutter wusste ich von regelmässigen Judenprogromen im zaristischen Russland. Ich wusste auch, dass Judenhass im ehemaligen Zarenreich weit verbreitet war. Auch im damaligen Polen, bis 1917 Teil des Zarenreiches, war er keineswegs überwunden.

Über die Geschichte des Ost-Judentums wusste ich überhaupt nichts.

Ich denke, der Stand meines Wissens, oder besser Unwissens, über das Judentum entsprach dem Standard der Kenntnis der gebildeten Deutschen in den zwanziger und dreissiger Jahren. Mit dem allgemeinen Bildungsgut der sogenannten "Systemzeit" waren wir Kinder zuhause und, ebenso wie die meisten meiner studentischen Freunde, trotz Nazizeit, Bücherverbrennung, "Entarteter Kunst" und der allgemeinen Zensur im wesentlichen vertraut.

Stephan Zweig und Gerhard Hauptmann, aber auch Tucholaki, Brecht oder Kästner waren selbstverständliches Leseut. Ich kannte Bücher von Stalin und Marx. Bücher über die jüdische Geschichte sind mir nie in die Hände gekommen.

Bei unseren Streifzügen um Radom war unsere einzig wirkliche Entdeckung ein Zigeunerdorf. Ein ganz normales Dorf, nur durch die etwas dunkelhäutigeren, schwarzhaarigen Einwohner unterschieden. Sie sprachen kaum polnisch. Die Verständigungsschwierigkeit war gross. Es reichte nur zu einem Handel mit Zigaretten und selbstgebranntem Wodka. Wir führen gerne zu Tauschgeschäften dahin. Die Leute waren freundlich und lustig. Die übrige polnische Bevölkerung auf dem Lande war eher misstrauisch und abweisend, ganz anders als in den Städten.

Die Zigeuner dort lebten damals, 1942, offenbar vollkommen unbehelligt. Von systematischer Verfolgung von Zigeunern hatte ich auch in Gefängnis nichts gehört. Das setzte wohl erst später ein.

Geschlossene Dorfgemeinschaften, von bestimmten Bevölkerungsgruppen gebildet, sind eine Besonderheit des Ostens.

Deutsche Siedler wurden vom VDA, dem Verein für Deutsche im Ausland, einer ausgesprochen chauvinistischen Propaganda-Organisation, betreut.

Siedlungsgebiete wie in Siebenbürgen oder Bessarabien mussten erhalten, um deutschen Anspruch auf das Land im Osten für Hitler mit scheinbaren Tatsachen zu untermauern.

Von den vielen rein deutschen Dörfern in der Ukraine, in denen jedenfalls bis in die Zeit des Zweiten Weltkrieges hinein ein altertümliches Schwäbisch gesprochen wurde, hatten wir nie gehört.

Sie erschienen dem VDA wohl nicht vorzeigenswert.

Die deutschen Siedlungen in der Ukraine standen sozial weit unter dem Standard der übrigen Bevölkerung.

In anderen Teilen Russlands, wie in den Wolgagebieten, muss das anders gewesen sein.

Es wurde Mai.

Unsere Zeit in Radom ging zuende. Das Feldlazarett startete in Richtung Osten an die Front.

Die ersten Etappen führten nach Lemberg über Lublin und Zamosch. Wir brauchten dazu mehrere Tage.

An diesen Tagen kam uns ein endloser Zug jüdischer Menschen entgegen. Es müssen Zigtausende, wenn nicht Hunderttausende gewesen sein.

Bepackt mit Bündelchen voller Habaeligkeiten oder ein wenig Verpflegung. Wenige schoben Kinderwagen oder Handkarren, die mit ihrem Gepäck beladen waren. Ich kann mich nicht erinnern, Kleinkinder gesehen zu haben.

Unendlich langsam zog dieser Treck am Rande der Strasse oder neben der Strasse her.

Alle fünfzig Meter rechts und links Posten mit Gewehr. Die Menschen, die da angewankt kamen, brauchten kaum Bewachung.

Sie hatten nicht mehr genug physische Kraft, um fliehen zu können.

Ich habe nie erfahren, woher sie kamen und wohin sie gingen.

Es müssen wohl die Insassen des Ghettos von Lemberg oder anderer weiter im Osten gewesen sein, die da evakuiert wurden.

Die Strassen Polens waren, wie die Strassen Ostdeutschlands, 25 bis dreissig Meter breite Alleen. Oft waren die Baumreihen unterbrochen, selten fehlten sie ganz. Meist in der Mitte der Allee war eine schmale Kopfsteinpflasterspur. Daneben lag der sogenannte Sommerweg. Blosser Erde, in die man ausweichen musste, wenn Fahrzeuge entgegenkamen, Kommandeurswagen, Meldefahrzeuge oder irgendetwelche Spezialeinheiten uns überholten.

Auf den Grünstreifen zwischen den Fahrwegen und Alleebäumen zogen die schon halbtoten Todgeweihten. War die Strasse zu eng oder versperrten Bauernkarren zusammen mit Militärfahrzeugen die Strassen, zogen sie ausserhalb der Allee.

Es war gespenstisch.

Auf der Strasse war reger Betrieb. Laut und lebhaft ging es da zu. Es war Frühjahr, der Boden noch weich. Immer war irgendwer stecken geblieben. Soldaten liefen hinzu, Kommandos wurden gebrüllt. Das Fahrzeug wurde geschoben. Oft hoben sie es fast mehr heraus. Die leichteren Fahrzeuge hatten auszuweichen. Die schwereren Wagen herauszuziehen hatte viel mehr Mühe gemacht.

Die Einheimischen in ihren Bauernwagen sahen zu und grinsten, sie schmalzten ihren Pferden. Die blieben nie stecken.

Das alles begleitet von dem schweigenden Zug.

Ich weiss nicht, ob es wirklich so war, oder ob es mir nur so vorgekommen ist: von den Opfern kam kein Ton. Laute Kommandos habe ich auch nicht gehört. Hin und wieder brach einer zusammen. Dann stockte der Zug ein wenig, die Leute daneben bückten sich, griffen ihm unter die Achseln und hoben ihn auf.

In der Regel ging es dann weiter. Aber es gab auch Fälle, dass Einzelne nicht wieder hochgerafft oder von ihren Nebenleuten mitgeschleppt werden konnten. Die wurden ausserhalb des Zuges abgelegt. Niemand blieb bei ihnen stehen. Der Zug ging unaufhaltsam weiter.

Das Auflesen der Liegeengebliebenen hatten die Wachtmannschaften anscheinend unterschiedlich organisiert. Einige packten sie auf einen Panjewagen, der, von Menschen gezogen, immer hinter einigen Tausenden des Zuges daherkam. Bei anderen wurden die Gefallenen von je zwei Mann unter den Schultern gefasst und gleich nebenan in den Feldern in flachen Gruben verscharrt. Manchmal fiel auch noch ein Schuss. Meist war das wohl nicht mehr nötig. Ob von den Gefallenen vielleicht doch noch einer lebte, wurde natürlich garnicht untersucht.

Wir, Teil der Mannschaft des Feldlazarets, sassen in einem Omnibus, gesteuert von Kuddel Bierwagen, einem Fahrgenie, der, solange ich

mit ihm fuhr, bis in den Kaukasus, nie stecken geblieben ist.

Wir alle sahen das Elend neben uns.

Die meisten schwiegen bedrückt. Einige machten dumme Witze und Bemerkungen.

Irgendwie beeindruckt war jeder.

Ganz verwirrt war ich, als nach dem Kriege bei einem Treffen des Feldlazaretts einer der Offiziere, kein Freund v.

Heymanns, ein Hals-Nasen-Ohrenarzt aus der Gegend von Stade oder Buxtehude, aufstand und verkündete, wir hätten von Judenverfolgung und Judenvernichtung nichts gesehen und nichts gewusst. Wir wären anständige Soldaten gewesen, im Sinne von "Die Unsichtbare Flagge".

Neben mir Sitzende, die ich an die Judentrecks zu erinnern versuchte, rückten nur eisig von mir weg.

Sicherlich waren Leute wie ich oder meine Freunde Volters und Sturm, um nur die beiden zu nennen, in diesen Fragen sensibilisiert.

Millionen von Soldaten und andere sind während des Krieges durch Warschau gekommen und sind einfach nicht zum Ghetto gegangen oder haben, wenn sie vor der Ghettomauer standen, nicht gefragt, was denn das sei.

Alle ernsthaften Leute, die als Soldaten oder Arbeitskräfte in den besetzten Gebieten waren, haben ähnliches wie ich oder gar schrecklicheres gesehen und erlebt.

Die Zahl derer, die wirklich bereit sind, offen darüber zu reden, ist aber nicht gross.

Östlich an Lemberg schliesst sich ein grösseres Waldgebiet an. Hier gäbe es Partisanen hiess es. Wir hatten unsere Gewehre zu

laden und zu sichern und sie griffbereit in Händen zu halten. Es kamen keine Partisanen es löste sich auch kein ungewollter Schuss. Wie rollten unbeschädigt in die Ukraine. Über Schitomir ging es in Richtung Kiew.

Das war das Gebiet der ersten grossen Schlachten von 1941. Die Massierung von zerschossenem Gerät, gehäuft an verschiedenen Orten, zeugte vom Umfang der Gefechte. Die Zahlen von gefangenen Soldaten der Roten Armee, die Deutschland und die Welt im vergangenen Jahr durch Sondermeldungen in Atem gehalten hatten, erschienen glaubhaft.

Nicht zu übersehen waren aber auch die Gräberfelder deutscher Gefallener. Die Verluste mussten erheblich gewesen sein. Davon war allerdings nie die Rede.

Auf den folgenden Winterfeldzug war die deutsche Wehrmacht nicht vorbereitet gewesen.

In Warschau hatte uns ein Sanitätssoldat erzählt, dass ganze Lazarettzüge dort mit erfrorenen Soldaten angekommen seien. Auch Männer, die nur leichte Verwundungen hatten, wären einfach in der Kälte umgekommen. Es waren kein Stroh und keine Decken vorhanden. Die Güterwaggons, daraus bestanden meist die Lazarettzüge, hatten natürlich keine Heizung.

Wir standen schon etwas nachdenklich vor den Ehrenfriedhöfen.

Juden gab es in der Ukraine keine mehr. Die Juden Kiews hatte man in eine Schlucht getrieben und alle 20 - 40 000 erschossen. Für uns war das damals nur ein Gerücht. Gerücht war auch, dass über das Gebiet von Kiew ein besonders scharfer Statthalter herrsche und man auch als Soldat besonders vorsichtig sein müsse. Wir hielten uns daran.

Kiew war im Grunde damals ein riesenhaftes Dorf, durch das einige Strassen verliefen. Richtige Strassen mit Pflaster, Strassenbahnen, Bürgersteigen, Strassenbäumen und zum Teil auch

Strassenbeleuchtung. Verliess man die Haupttrassen, hörten sofort die Ziegelhäuser und die Pflasterung auf. An ihre Stelle traten die schmucken üblichen strohgedeckten Lehmstrohütten der Ukraine. Um die Häuser waren kleine Gärten. Hühner und Gänse liefen auf der Strasse.

Kiew, mit wenig Industrie, den vielen alten Kirchen und Klüstern, wirkte idyllisch.

Wir kamen nach Dnjepropetrowsk.

Und es ging weiter nach Osten in die Aufstellungsräume der deutschen Armeen zum Angriff auf Stalingrad.

Die Schönheiten der Ukraine sind oft geschildert worden.

Wir waren überwältigt von der Weite und Grosseartigkeit der Landschaft.

Unsere Übernachtungsstationen waren oft ehemalige Adelsgüter.

Bei Vollmond badeten wir eine ganze Nacht in den Schlossteichen solch eines Herrnsitzes bei Uman. Die Sowjets hatten diese Schlösser nicht nur erhalten. Meist waren sie sorgfältig restauriert und gepflegt und keineswegs zu Pferdeställen oder Lagerhallen umgebaut.

Ehrfürchtig standen wir auf dem Gut Jasnaja Polnaja vor dem Schreibtisch Tolstojs. "Krieg und Frieden" hatten wir gelesen, Greta Garbo in "Anna Karenina", dem Film nach Tolstojs Roman, bewundert.

Und dann waren wir im Einsatz.

Wir hatten es garnicht gemerkt.

Wir passierten eine russische Stellung. Die Toten lagen vor, hinter und in den Gräben. Einer stand noch, tot, mit seiner Maschinenpistole in den Händen, in seinem Schützenloch. Bis zu seinen Oberschenkeln überragte er die Stellung.

Die Leichen konnten höchstens einige Stunden alt sein.
Jetzt erst sahen wir auf, sahen brennende Häuser und Fahrzeuge.
Wir mussten unmittelbar hinter der kämpfenden Truppe sein.

Nach wenigen Kilometern kamen wir in die erste Ortschaft.
Die Russen mussten eben kampflös abgezogen sein.
Es war etwa Mittag. Es war Juli. Es war unbeschreiblich
heiss. Überall deutsche Soldaten, verdreckt, verschwitzt, zu Fuss und in
ihren Kübelwagen. Nachschubkolonnen aller Art drängten durch die
Strassen.

An den Strassenrändern standen Frauen und Kinder. Sie hatten Blumen in
den Händen, winkten und lachten und versorgten die durstigen
Soldaten mit Wasser.

Ich war vollkommen überrascht.

Es soll überall in der Ukraine auch 1941 ähnlich gewesen sein.
Sicher war diese Freundlichkeit auch ein Kind der Angst.
Aber die Art entsprach irgendwie dem Temperament der Ukrainer.
Ich habe diese scheinbar freudige Begrüssung der deutschen
Truppen nur an diesem einen Ort erlebt.

Als wir in den letzten Juli- und ersten Augustwochen bei
Rostow über den Don setzten und in Richtung Baku nach Süd-Osten,
fast immer direkt hinter den Panzerspitzen fahrend, vorstiessen,
fanden wir die Strassen in den Ortschaften leer.
Man begegnete uns steif, aber korrekt.
Ob den Unterschied ein anderer Menschenschlag oder einfach andere
Instruktionen von oben ausmachten; wer weiss es.

Unser erster Einsatzort war Lisitschanek.
Das Parterre einer Schule waren die mir zugewiesenen Räume für

die Magen-Darm-Station, die ich leiten sollte.

Ein Arbeitstrupp aus russischen Frauen, eine nur jiddisch sprechende Dolmetscherin, ein junger Oberarzt (militärischer Rang eines Oberleutnants), von einer anderen Einheit zu uns abkommandiert, und drei oder vier russische Krankenschwestern standen bereit. Dreissig oder vierzig Kranke warteten schon.

Bisher waren wir nur in Gegenden gewesen, die schon länger von den Deutschen besetzt waren. Dies hier war Neuland.

Ich hatte noch nie in meinem Leben eine Krankenstation eingerichtet. Ich hatte auch keine Ahnung, was eine Magen-Darm-Station war und was da im Süden der Sowjetunion auf diesem Gebiet auf mich zukommen würde.

Kein Mensch hatte es für nötig gehalten, mich zu instruieren. Mein Stationsarzt hatte auch keine Ahnung.

Unsere jüdische Dolmetscherin bemühte sich mit wechselndem Erfolg, die Verbindung zwischen uns und unserem russischen Hilfspersonal herzustellen.

Eine der russischen Schwestern rettete für uns die Situation. Sie verstand sofort, worum es ging. Auf ihre Anordnung wurden einige alte Männer mit Schaufeln aufgetrieben, die auf dem Rasen vor der Schule einen Graben aushoben. So hatten wir das Wichtigste, die dringend erforderliche Latrine.

Magen-und-Darm-krank, das bedeutete einen fürchterlichen Durchfall, der manchmal besonders junge Männer unter zwanzig innerhalb von wenigen Tagen wegen des Salz- und infolgedessen des Flüssigkeitsverlustes bis auf die Knochen abmagern liess.

Meine Krankenschwester räumte die Klassenzimmer, liess die Schulsachen in einem der Klassenräume sorgfältig stapeln. Sie schaffte Stroh herbei, später Strohsäcke, und am zweiten Tage lagen die inzwischen vielleicht 100 Patienten schon jeder in seinem eigenen

Bett.

Ich schaute ihr nur aufmerksam zu.

Bei unserem nächsten Einsatz, etwa vier Wochen später in Georgiewsk, brauchte ich dann keine Hilfe mehr bei der Einrichtung von Magen-Darm-Stationen.

Unsere Retterin war vielleicht 35 Jahre alt. Gross, stark und lustig, wie so viele russische Frauen.

Auch als wir später Platzmangel hatten, weigerte sie sich konstant, den Raum, in dem sie die Schulmöbel und Lernmittel hatte abstellen lassen, zu räumen. Sie hatte da ein Wort, das wie "Provisorium" klang: wir würden nicht lange hier bleiben, der Krieg nicht ewig dauern, und dann müssten die Kinder wieder in die Schule und lesen und schreiben lernen.

Zuhause hatte man mich gelehrt, dass Untergebene zu loben seien, dass man ihnen gewisse Marotten zugestehen müsse, Tadel nur in ganz wenigen Ausnahmefällen angebracht wäre und man niemals, wirklich niemals ihnen gegenüber laut werden dürfe.

Marussia, so hiess sie, zeigte mir immer stolz und wortreich, was sie alles geändert oder veranlasst hatte. Ich tat, als ob ich sie verstehe und sagte nur immer wieder "karascho!" - gut - oder zeitweise "ochin karascho" - sehr gut. Sie dankte mir mit einem strahlenden Lachen und unglaublichem Arbeitseinsatz.

v. Heymann, in seinem Gefolge der Spiess und noch einige andere, kam zur Besichtigung. Chefarztvisiten machte er nie.

Er lobte Sauberkeit und Ordnung. Er stiess sofort auf das abgeschlossene Zimmer mit dem Schulinventar. Ich wies auf die in meinem Gefolge stehende Marussia und gab deren Erklärung. "So, so," ein huldvolles Lächeln von v. Heymann und das übliche Strahlen von Marussia. Die Angelegenheit war erledigt.

Das alles widersprach natürlich strikten Befehlen, denen wir eigentlich unterlagen, die besagten, dass alle kulturellen und medizinischen Einrichtungen der Sowjets sofort zu vernichten seien.

Die medizinische Arbeit auf der Magen-Darm-Station machte kaum Mühe. Die Soldaten waren selig, endlich einmal in Ruhe gelassen zu werden und ausschlafen zu können. Die Therapie war so einfach wie wirkungsvoll: aktive Kohle in jeder Menge und drei Tage absolutes Hungern. Danach waren 95% wieder gesund. Dann gab es noch einige Tage eine Salzdät, auch der Pudding zum Nachtschisch wurde gesalzen. Dann konnten die Männer zu ihren Einheiten zurück.

Ich bin in den zwei, drei Wochen Lisitschansk kaum aus meiner Magen-Darm-Station herausgekommen.

Meine einzige Verbindung zur jüdischen Bevölkerung war meine jiddisch sprechende Dolmetscherin, eine Offiziersfrau von vielleicht 24 Jahren. Sie wurde nicht belastigt.

Ich wäre überhaupt nicht auf die Idee gekommen, dass die SS so unmittelbar hinter der Front schon begann, ihre Rassenpolitik, die Judenvernichtung, zu realisieren, wenn es nicht zu dem vorher schon erwähnten Zwischenfall mit den zwei angeblichen Kommissars-Frauen gekommen wäre. Ich war eben nicht auf dem Laufenden.

v. Heymann, der Chef, und auch Volters, er kam als Meldefahrer viel herum, wussten offenbar mehr. Alle arbeitsfähigen Frauen, egal ob sie Kinder hatten oder nicht, wurden erfasst und in die Fabriken nach Deutschland abtransportiert. Das begann schon in der ersten Woche, in der wir in Lisitschansk waren, also höchstens sechs Tage nach der Besetzung.

Hitler hatte für diese, seine letzte Offensive, Fabriken und öffentliche Dienste durchkämmen lassen. Deutsche Arbeitskräfte mussten durch "Ostarbeiter" ersetzt werden.

Bei den Einberufungen zum Abtransport in die deutschen Betriebe, so erzählte mir Volters später, hätte man die Jüdinnen aussortiert und sofort liquidiert. Wie sie umgebracht wurden, hatte Volters nicht erfahren.

Wir wunderten uns, wie eigentlich die Juden aus der übrigen Bevölkerung herausgepickt werden konnten.

Im Gegensatz zu Polen waren in der Sowjetunion die Juden nicht auffallend gekleidet. Jüdische Symbole in Wohnungen gab es nicht und jüdische Wohngebiete schon garnicht. Die meisten Jüdinnen im südlichen Russland, die wir trafen, (die Männer waren natürlich alle Soldaten, fast immer Offiziere) gehörten einem gewissen Mittelstand an. Sie waren Lehrerinnen, in der Verwaltung, dem Gesundheitswesen oder Ähnlichem tätig. Die meisten waren wohl Überzeugte Kommunisten; aber darüber sprach man nicht. Vermutlich waren sie auch Überzeugte Atheisten, so wie es das Regime vorschrieb.

In einem gewissen Gegensatz zu diesem öffentlichen Bekenntnis stand die Tatsache, dass sie alle jiddisch sprechen und verstehen konnten. Denn Jiddich war ja wohl die Sprache der jüdischen Gemeinden in Osteuropa.

Es ist uns natürlich niemals gelungen, mit jüdischen Gesprächspartnern, aber auch mit den meisten Russen nicht, ein wirkliches Vertrauensverhältnis aufzubauen. Wir machten uns darüber auch keine Illusionen.

Nur wer längere Zeit in einem totalitären Staat oder unter einer Diktatur gelebt hat, kennt das zersetzende Misstrauen, das alle Menschen unter diesen Lebensbedingungen entwickeln müssen, wenn sie überleben wollen. Das beginnt schon bei den Kindern, die selbstverständlich merken, dass ihnen ihre Eltern nicht alles erzählen. Das setzt sich in der Jugend bei der Zwangsorganisation in Hitlerjugend oder Komsomol fort und ist in einer Weise das Leben bestimmend, wie es sich Menschen, in freien Gesellschaften aufgewachsen, kaum vorstellen können.

Misstrauen bestimmte selbstverständlich auch alle ausserdienstlichen Beziehungen beim deutschen Militär. Selbst in unserer kleinen Gruppe von drei - vier - fünf Mann wurde keineswegs alles offenbart. Es hat lange gedauert, bis ich Volters erzählte, dass ich verhaftet gewesen war. Ebenso habe ich nie genau erfahren, wieso Volters ein so überzeugter Antifaschist war. Man fragte so etwas nicht. Ich habe es so verstanden, dass er, Kölner und Katholik, einer christlichen Gewerkschaftsfamilie entstammte. Über die anderen weisse ich noch weniger. Ob meine Freunde in der Einheit von mir je erfahren haben, dass ich der Sohn eines Professors war, glaube ich nicht. Dass ich ein "Studierter" war, hörten sie an der Sprache, merkten sie an der Art meines Umgangs mit den Offizieren, den Ärzten. Dass ich einen besonderen "Draht" zu v. Heymann hatte, war ihnen natürlich auch nicht entgangen.

Die letzten Tage in Lisitschansk beschäftigte mich ein anderes, mich empörendes Problem.

Wir waren lange genug in Lisitschansk, dass sich zwischen uns und Mädchen unseres Hilfspersonals Liebesverhältnisse angesponnen hatten. Wir waren jung.

Niemand soll an Hand dieser Zeilen in der Vergangenheit meiner Kameraden oder Vorgesetzten aus dem Lazarett oder gar unserer russischen Freundinnen herumschnüffeln können.

Alle Namen, die im Zusammenhang mit solchen Beziehungen hier auftauchen, habe ich aus diesem Grunde geändert.

Waren bisher alle Plätze in unseren Fahrzeugen restlos besetzt gewesen, so waren uns durch den Feldzug eine ganze Reihe von Beuteautos zugefallen, sodass wir viel mehr Menschen befördern konnten, als bisher.

v. Heymann ging das Problem Sex mit dem ihm eigenen Pragmatismus

an.

Nicht alle Freundinnen der Offiziere und Sanitätssoldaten sollten mitgenommen werden, aber die "netten".

v. Heymann stand eines schönen Morgens vor mir, wies auf Fenja und fragte: "Ist das Ihr Mädchen?" An meinem Rot-werden sah er wohl, dass die Antwort: "ja" hätte heissen müssen. Er fuhr fort: "die nehmen wir auch mit!" Ich brüllte sofort: "Nein!" In strammer Haltung, wenn man einem Vorgesetzten widerspricht, ist "Stramme Haltung" immer angezeigt, erklärte ich ihm, dass Fenja hier zuhause sei, sie wäre Kussin, gehöre nicht zu uns, sondern zu ihrem Volk, es wäre nicht zu verantworten, sie mitzunehmen, wie sollten wir in Notfällen für sie sorgen. Ich sah es: v. Heymann war wütend.

Später hat mir der Spiess erzählt, dass er in seiner Gegenwart getobt hätte, wie ein so dummer Junge wie ich es wagen könnte, ihm zu widersprechen und überhaupt, ein Sanitätssoldat hätte gefälligst zu tun, was der Kommandeur sage, etc.

Zu mir sagte v. Heymann kein Wort. Er machte kehrt und verschwand. Letztendlich hat ihm mein Widerspruch wohl eher imponiert. Er behandelte mich in der Folge mit mehr Respekt. Er hatte das Format, mir diese, für damalige Zeiten militärisch vollkommen unmögliche, Szene nicht nachzutragen.

Fenja fuhr nicht mit, sie blieb in Lisitschansk.

Ich fand es überhaupt unverantwortlich, die Mädchen mitzunehmen. Natürlich kamen sie alle absolut freiwillig mit. Aber durfte man ihre Unbedarftheit in dieser Weise ausnutzen?

Fenja war eine der mir zugewiesenen russischen Krankenschwestern. Zweiundzwanzig oder dreiundzwanzig Jahre alt, von der bezwingenden vitalen Fröhlichkeit, die so viele der russischen Frauen auszeichnet.

Es war am zweiten oder dritten Tag nach Eröffnung der Station, dass Marussia mir Übersetzen liess, man sei dabei, Fenja zur Zwangsarbeit nach Deutschland abzutransportieren.

Marussia wusste, wo die Sammelstelle war. Ich beschaffte die nötige Bescheinigung, und so holten wir Fenja aus einer schon für die Güterwaggons eingeteilten Gruppe. Zuerst schien sie ganz gefasst. Als wir dann aber aus dem Umkreis dieser Transporte heraus waren, zitterte sie plötzlich am ganzen Leibe, fiel uns um den Hals und heulte wie ein Schiosshund.

Ich konnte auch alle anderen von meiner Station davor bewahren während unserer Zeit in Lisitschansk als Arbeitskräfte nach Deutschland abtransportiert zu werden.

Viel später, auf dem Rückmarsch, zeigte sich, wie recht ich hatte, Fenja nicht - als Marktenderin sozusagen - mitnehmen zu lassen.

Diese Mädchen hiessen im deutschen Heer "Marussias" oder "Maruschkas". Beim Rückmarsch waren sie die ersten, die auf die Strasse gesetzt wurden. Da standen sie dann mit einer Schokoladentafel oder gar nichts in der Hand, bettelnd, um ein wenig weiter mitgenommen zu werden oder um ein bisschen Geld, um wenigstens eine Unterkunft zu finden. Verachtet von den Soldaten, geschnitten von der Bevölkerung, ein Bild des Jammers.

Erst als ich mich in Lisitschansk von meinen Krankenschwestern verabschiedete, erfuhr ich, dass sie gemeinsam eine Art kleines Kinderheim betrieben, das sie neben ihrer Arbeit aufgebaut hatten. Sie betreuten Kinder von zwangsdeportierten Frauen. Basis der Ernährung für diese Kinder waren vermutlich die Essensreste aus dem Lazarett.

Bis zum letzten Tage haben sie sich nicht getraut, mir ihr Waisenheim zu zeigen.

Das ewige Misstrauen.

Wir alle waren bedrückt. Niemand wusste, wie es weitergehen würde. Und ich habe natürlich keine Ahnung, was aus ihnen geworden ist. Auch einer der schrecklichen, unbedingt einzuhaltenden Grundsätze für das Überleben in totalitären Staaten: keine Verbindungen ausser verwandtschaftlichen aufrecht zu erhalten.

Ein anderes Kapitel deutscher Besatzungspolitik, das mir in Liasischansk begegnete, muss hier auch geschildert werden: Geschlechtskrankheiten sind in Deutschland meldepflichtig. Der Erkrankte muss die "Ansteckungs-Quelle" preisgeben.

In der Praxis des Krieges hiess das: der Soldat zeigte das russische Mädchen an, bei dem er sich infiziert hatte. Die Feldgendarmerie griff diese Mädchen auf. Im Lazarett - auf meiner Station - fand dann die Untersuchung auf Gonorrhö statt. Mein kleiner Oberarzt musste diese Untersuchungen machen. Vermutlich verstand er auch garnicht besonders viel davon. Er war halt wohl innerhalb der Hackordnung der Ärzte des Lazaretts der letzte. Ihn schob man diese Arbeit zu, von der man am liebsten garnichts wissen wollte.

So wurden sie denn jeden Morgen von der Feldgendarmerie gebracht, ein, zwei Mädchen.

Einige waren ausgesprochen Prostituierte. Die meisten irgendwelche harmlosen Mädchen. Die Untersuchung und Auswertung der Abstriche dauerte etwa eine Stunde. Dann fuhr die Feldgendarmerie mit den "Quellen" wieder ab.

Ich fragte den Gendarmen-Feldwebel: "Was wird denn mit den Mädchen?" Er zuckte die Achseln, sie lieferten sie in einem Gefängnis in einem Nachbarort ab, da würden sie liquidiert, sprich umgebracht.

Was denn passieren würde, wenn sich herausstellte, dass das Mädchen nicht infiziert sei. Das wusste er auch nicht, aber

sofort entlassen würden auch die keinesfalls.

Die Armees zog weiter in Richtung Stalingrad. Wir schwenkten ab nach Süden und überquerten bei Rostow den Don. Damit begann Hitlers und unser Kaukasus-Feldzug. Das Ziel war, die Ölquellen bei Maikop im westlichen Kaukasus und möglichst auch Baku im Osten zu erobern. Baku galt damals als das grösste Ölfeld Europas. Wir marschierten von vorneherein in Richtung Baku.

Südlich des Don beginnt eine andere Landschaft. Erst weiter im Osten nennt man das Land Kalmückensteppe. Riesige Flächen - später das ganze Land - waren nicht bebaut, nur mit einer Art Schafgarbe bewachsen. Es war ein seltsamer Vormarsch. Es war mehr ein Trampelpfad, keine Strasse, auf der wir vorrückten.

Vor uns waren nur eine Panzereinheit und einige Pioniere. Wir zogen den ganzen Tag ziemlich allein. Alle Brücken waren zerstört. Oft mussten wir warten, bis die Pioniere einen neuen Übergang geschaffen hatten. Kämpfe gab es keine.

Es dämmerte schon. Wir warteten darauf, dass eine Brücke fertig werden sollte. Da explodierten plötzlich ganz in der Nähe drei, vier Granaten. Jetzt war der Teufel los. Alles in Deckung. Das Lazarett weit zurück. Eine regelrechte Stellung wurde aufgebaut. Von dort aus wurde am nächsten Morgen der Angriff auf den Feind vorgebracht.

Es war aber keiner da.

Die Russen hatten ein Geschütz stehen lassen mit einigen Schuss

Munition. In der Dämmerung hatten die zwei, drei verbliebenen Mann ziemlich ungezielt in Richtung auf die Deutschen gefeuert, das gewünschte Chaos ausgelöst und waren dann im Schutze der Dunkelheit verschwunden, das Geschütz unbrauchbar zurücklassend. Wir haben das einige Male miterlebt.

" Die machen jeden Abend diesen Zauber!" erklärte uns ungerührt ein erfahrener Pionier.

(Die Seiten 39 und 40 wurden nicht geschrieben)

Gleich in den ersten Tagen des Vormarsches kam Volters zu mir. Beim Iwan sei das so: in jedem Pass sei die Herkunft der betreffenden Person eingetragen: Ukrainer, Weisarrusse, Aserbeidschaner, Moskauer etc.. Die Herkunft aus den verschiedenen Sowjetrepubliken, so meinten wir. Nur bei den Juden werde eine Ausnahme gemacht. Da stünde "Jude". Die Daten eines jeden werden zugleich im Hausbuch, einem Einwohner-Inhalts-Verzeichnis, das für jedes Haus geführt werden muss, festgehalten.

Die SS oder der SD brauchten also nichts weiter zu tun, als sich die Hausbücher kucken zu lassen, dann hätten sie praktisch eine vollständige Liste aller am Ort wohnenden Juden.

Auch in Lisitschansk war das so gewesen.

Die SS hatte aufgrund der Pässe bei den Abtransporten der Frauen nach Deutschland mühelos die Jüdinnen herausfinden können.

Wir sollten doch versuchen, etwas zu tun, schlug Volters vor. Bei den Dörfern hier direkt auf dem Vormarschwege würde das wohl schwierig sein, aber bei den Ortschaften rechts und links könnten wir vielleicht helfen.

Ich könne inzwischen genug Russisch, sodass wir einen Versuch wagen sollten.

Die Verständigung klappte wirklich ziemlich gut.

Wir stiessen von Eostow aus in Richtung auf Woroschilowsk vor. Auf manchen Karten hies es auch "Stawropol". Ob der Ort heute noch einen anderen Namen hat, weiss ich nicht.

Die Richtung war Süd-Ost-Ost.

Zwischen uns und den immer weiter entfernten Don waren offenbar überhaupt keine Truppen, weder Deutsche, noch Sowjetische.

Südlich von uns war das ziemlich genauso. Der Hauptteil der Armee stiess nach Süden vor auf Maikop. Zwischen den beiden Keilen war

anscheind nur so etwas wie Niemandsland.

Wir waren die Spitze des einen Keils, die Massen der Truppen folgten, wie wir später sahen, langsam nach.

Aus dieser einmaligen Lage, so meinte Volters, müsse man doch versuchen etwas zu machen.

Von militärischen Sachen verstanden wir nichts.

Erfahrene Soldaten wussten, dass der Rückzug der Russen derzeit völlig anders organisiert war, als im Jahre zuvor.

Fabriken und Werkstätten waren geräumt. Die Russen schätzten, wie die abendlichen Kanonaden zeigten, unsere Vormarschgeschwindigkeit genau richtig ein. Nichts, das auch nur im entferntesten von irgendwelchem militärischen Wert sein konnte, fiel in unsere Hände. Wo die Russen aber in diesem Jahre stehen blieben, so sagte man, da wären sie auch fast nicht mehr zu vertreiben. Dieses Gerücht erwies sich später, für Paulus' sechste Armee vor Stalingrad und für uns im Kaukasus vor Grosny, als durchaus begründet.

Niemand kümmerte sich in der Einheit, wie der Einzelne vorwärts kam, oder wo er sich herumtrieb, wenn er nur morgens zum Antreten da war.

Die Gegend war vollkommen waldlos.

Flache Wellen, von Hügel zu Hügel vielleicht 10 Kilometer.

Lössboden vermutlich auch hier.

Die Dörfer lagen, wegen der Brunnen, alle in den Tälern. Der Weg der Truppe führte meist in den Tälern entlang.

Beim relativ schnellen Vormarsch der Truppe hatte Volters keine Möglichkeit, Ortschaften vorher auszukundschaften.

Wir fuhren also auf gut Glück quer ab von der Rollbahn über eine der Bodenwellen.

Und - einige Kilometer entfernt lag tatsächlich ein Dorf.

Schnurstraks fuhren wir darauf los.

Einfach querfeldein, würde man hier sagen, aber es waren da keine

Felder und auch keine Wege, nur Steppe.
Direkt zum Rathaus.

Die Strassen im Ort waren, bis auf einige Hühner, leer.
In den russischen Dörfern des Südens ist das Rathaus leicht zu
finden. Es liegt am Marktplatz in der Mitte des Dorfes. Davor
steht eine Leninstatue. Es ist das einzige Steinhaus am Ort. Das
einzige Haus, das eine erste Etage hat.

Wir hielten. Beide stiegen wir aus. Etwas nervös waren wir
schon. Wir gingen hinein. Die Tür war offen.
Natürlich wurden wir erwartet. Die hatten die Staubfahne unseres
Fahrzeuges schon auf viele Kilometer Entfernung gesehen.

Im Entree empfing uns eine Frau.
"Zum Vorsitzenden bitte!"
verlangte ich, auf so viel Autorität wie möglich bedacht, in
meinem besten Russisch.
Sie geleitete uns die Treppe hinauf. Alles tadellos tapeziert und
sorgfältig angestrichen viele Statistiken und Karten an der Wand.
Oben standen drei ältere Herren. Der eine sagte, er sei der
Vorsitzende.
Ich sagte, wir kämen von der deutschen Armee. Dieses Dorf
unterstünde hiermit deutschem Befehl.

Wir gaben uns nicht die Hand.

Wir bräuchten die Hausbücher. - Alle!
Dieses Ersuchen war anscheinend nicht ungewöhnlich.
Der Vorsitzende wies die Empfangsdame an, einen Schrank zu öffnen,
die legte vier zusammengebundene Stapel mit je etwa 100 bis 150
etwa Din A 4 grossen dünnen Heften vor uns auf den Tisch. Wir
liessen die Stapel in den Wagen tragen. Sagten: "Danke" und wir
würden morgen oder übermorgen wiederkommen.
Und fuhren ab.

Wir hätten nie gedacht, dass so etwas so einfach sein könne. Die Hausbücher waren in der Sowjetunion wohl so etwas wie die Basis für alle Statistiken etc., sodass man sie eben stets griffbereit hatte.

Schwieriger erwies sich die Frage: wohin jetzt mit dem Zeug? Weder Russen noch Deutsche durften ja etwas merken. Verbrennen verbot sich, den Rauch hätte man wie ein Indianersignal kilometerweit gesehen.

Wir fanden dann, nach einigem Suchen, eine kleine moorartige feuchte Ecke, die, so hofften wir, von niemandem eingesehen werden konnte.

Da haben wir die Dokumente dann vergraben.

Unsere Unternehmungslust war nun natürlich geweckt.

Das ganze erwies sich aber als garnicht so einfach.

Wir fanden einfach keine Dörfer.

Nur die hohen Stäbe hatten einigermaßen zuverlässige Karten.

Hier am Rande der Kalmückensteppe lagen die Dörfer 50, 60 oder mehr Kilometer auseinander. Sie waren garnicht so leicht zu finden.

Bei uns kann man ja meist von Dorf zu Dorf sehen. Hier war das völlig unmöglich.

Wegweiser, ausser von deutschen Truppen aufgestellt,

gab es nicht. Strassen, die zu den Ortschaften führten, fehlten.

Wir versuchten, vorhandenen Fahrspuren zu folgen. Einmal wäre das möglicherweise fast schief gegangen: Wir sahen in grosser Entfernung vor uns die Staubwolke einer Kolonne.

Wir haben lieber nicht nachgesehen, ob es sich um

vormarschierende Deutsche, oder abziehende Russen handelte.

Die anderen haben uns mit unserer Staubfahne zum Glück wohl garnicht gesehen. Vielleicht zogen sie es aber auch nur vor, lieber nicht nachzusehen, wer da herumfuhr.

Erst kurz vor Georgiewsk, wo die Ortschaften wieder etwas näher beieinander lagen, haben wir noch einmal in einem winzigen Nest mit etwa 60 Hausbüchern Erfolg gehabt.

Ein andermal mussten wir aufgeben.

Hier waren die Hausbücher nicht im Rathaus gestapelt, sondern wohl ausgeteilt, um sie wieder auf den neuesten Stand zu bringen. Die Bücher mussten erst eingesammelt werden.

Das dauerte.

Als wir darauf warteten, sahen wir die "richtigen" Besatzungstruppen anrücken. Wir konnten uns nur mit einem "Wir haben jetzt keine Zeit mehr! Wir kommen morgen wieder,"davonmachen.

Wir hatten natürlich nicht die Möglichkeit jeden Tag loszufahren. Der ganze Vormarsch, etwa 16, 17 Tage, war viel zu kurz, um richtige Planungen oder Strategien entwickeln zu können.

Am 14. August 1942 kamen wir in Georgiewsk an.

Georgiewsk war damals eine Stadt von etwa 30 - 40 000 Einwohnern.

Es liegt an der Strassen- und Bahnverbindung von Rostow über Armawir, Mineralny-Wody, Mostock und Grosny nach Baku.

Von Rostow nach Grosny sind es fast 900 Kilometer und von Grosny nach Baku noch einmal etwa 500.

Georgiewsk liegt, wie in einer Aussparung der Vorgebirge des Kaukasus, am Südwestzipfel der Kalmückensteppe, die dort "Steppe der Kara-Nogaier" heisst.

Georgiewsk war schon voll deutscher Truppen.

Die ersten Tage, ja Stunden, entscheiden oft in solchen Situationen.

Ich hatte mich v. Heymanns Gefolge anzuschliessen.

Es ging zum russischen Krankenhaus.

Wie alle russischen Krankenhäuser, auf die wir gestossen waren, war es geräumt. Tadellos sauber und ordentlich. Alle Betten frisch bezogen.

Das Krankenhaus in Georgiewsk bestand aus mehreren Pavillons. Die Hauptstation war wie immer die Geburtenstation, die, wie die Ärzte sagten, auch für Hamburger Verhältnisse sehr modern eingerichtet war.

Jedes russische Krankenhaus hatte eine riesige Kleiderkammer. Die Patienten wurden offenbar völlig neu eingekleidet entlassen. Man versuchte damit wohl, der Landbevölkerung einen Krankenhausaufenthalt etwas schmackhafter zu machen. Den einfachen Menschen auf dem Lande die Angst vor dem Krankenhaus und den Ärzten überhaupt zu nehmen, war dort, wie damals auch oft bei uns noch, ein Problem. Eine allgemeine Schulpflicht gab es, das darf nicht vergessen werden, in Russland erst seit weniger als 20 Jahren. Moderne Zivilisation konnte in dem Riesenreich nur langsam eingeführt werden.

Der ganze Krankenhaus-Komplex schien verlassen. Erst auf der Geburtenstation trat uns eine Ärztin entgegen, 40 - 45 Jahre alt: Sie bewache hier das Krankenhaus und möchte es hiermit an die deutschen Sanitätseinheiten übergeben.

Unser Chirurg konnte das OP und die Geburtenstation für seine Zwecke nicht brauchen.

Der Krankenhausbau war viel zu winklig, mit zu kleinen Zimmern. Für den uns erwartenden Massenbetrieb vollkommen ungeeignet.

Ich erhielt Order, das Krankenhaus zu hüten.

Der Ärztin wurde befohlen, im Krankenhaus wohnen zu bleiben, alles zu pflegen und zu bewachen. Deutsche Wachtposten würden ins Pförtnerhäuschen einziehen und sie vor Plünderungen und anderen Belästigungen schützen.

Auf meine Frage, ob die russischen Medikamente befehlsgemäß vernichtet werden sollten, beantwortete v. Heymann im Hinblick auf sein Gefolge theatralisch: "Sollen wir etwa beim Ausbruch von Seuchen gute teure deutsche Medikamente verwenden, dann wären diese Arzneien für die Bevölkerung immer noch gut genug!" (Wir beide wussten natürlich, dass russische Medikamente einen guten Ruf hatten. Besonders ihre Sulfonamide galten damals als viel wirkungsvoller als unsere.)

Ich verstand ihn richtig. Die Krankenhausapotheke blieb die Apotheke für die Georgiewsker. Die Hitlerbefehle verboten praktisch eine ärztliche Versorgung der Russen in den besetzten Gebieten überhaupt.

In unserem Lazarett hat sich darum niemand gekümmert. Natürlich wurden die Deutschen zuerst behandelt, aber bei allen unseren Ärzten warteten auch immer einige Frauen, manchmal mit ihren Kindern, auf Behandlung. Das wir in ernsteren Fällen zu Hausbesuchen gebeten wurden, war ganz normal.

Die Ärztin war Jüdin.

Sie hatte sich uns verraten, da sie, als ich irgendeine Redewendung nicht richtig verstand, auf jiddisch versuchte klar zu machen, was sie meinte.

Wenige Sätze genügten. Ich wusste, was Heymann wollte, was mit dem Krankenhaus, den Materialien etc. geschehen sollte.

Ich schloss den Befehlsempfang mit: "Aber die Ärztin untersteht bitte direkt Ihnen!"

v. Heymann begriff sofort. Damit würde sie keinem anderen Arzt der Schreibtube, oder sonstwem ausgeliefert sein. So war sie für eine erste sicher.

Ob sie die Besetzung überlebt hat, weiss ich nicht.

Mitte oder Ende September verschwand sie aus meinem Gesichtskreis. v. Heymann meinte später nur mal, sie wäre versorgt.

Arbeitstrupps schlugen Fenster in ein riesiges Kino, in dem meine Magen-Darm-Station untergebracht werden sollte.

Untersuchungszimmer, Aufnahme, Schreibstube, Apotheke, Latrine, Waschräume, alles musste in Stunden einigermaßen funktionsfähig eingerichtet werden.

Da wurde ich mit einer mir neuen Seite der Judenfrage konfrontiert.

Helmut Heller, ein Medizinstudent, wie andere Medizinstudenten dem Lazarett zur Frontbewährung zugeteilt, bevor sie dann in Hamburg zuende studieren sollten, stellte sie mir vor: Nina, unser Sorgenkind Nina.

Klein, zart, mit grossen verführerischen schwarzen Augen, etwa 30 Jahre alt, auf dem Arm ein eineinhalb bis zwei Jahre alter, strahlend blonder kleiner Bengel. Ein Energiebündel, dieser Bengel, und schlecht erzogen. Er schlief nicht, er gehorchte nicht, ass nicht, was man ihm vorsetzte, sauber war er natürlich auch noch nicht und machte Krach für drei.

Heller wäre darüber zu gekommen, wie zwei Landser sich gegenseitig animiert hätten " Komm, die ^legen wir um,^ die wird doch sowieso umgelegt." (Auf Hochdeutsch: Komm, lass uns die vergewaltigen, sie wird ja doch umgebracht werden.) Heller hatte die beiden verschleucht und Nina sicherheitshalber gleich mitgebracht. Er könne sie im Moment nicht unterbringen. Aber ich sollte sie doch zu meiner Dolmetscherin erklären, alles weitere werde sich schon finden.

Ich nahm ihr sofort ihren Pass ab und liess ihr ein deutsches Papier mit entsprechendem Siegel schreiben, auf dem stand, dass sie im Lazarett beschäftigt wäre.

Kun stand ich da mit Nina. Sie war ebenso verwöhnt, wie ihr Kind. Faul, unlustig, ohne jede Initiative war sie eher eine Last, als eine Hilfe.

Dolmetscherdienste brauchte ich nicht mehr sehr viel. Wenn ich die Leute nicht verstand, weil sie irgendeinen Dialekt sprachen, halfen die anderen, indem sie es mir in besseres Russisch übersetzten.

Zusätzlich krakeelte mir ihr kleiner Junge auch noch ständig zwischen meinen Beinen herum.

Zum Glück fand Heller schon sehr bald eine Bleibe für Nina und ihren Balg. Heller kannte ich übrigens schon aus Haaburg. Er gehörte zu unserem Bekanntenkreis, wusste also wer ich war. Nina kam nur noch einige Stunden am Tag auf die Station, und der Kleine blieb zuhause.

Wir hatten ihr streng verboten, in ihre alte Wohnung zurückzugehen. Das wäre zu gefährlich. Ihre Sachen könnten wir holen lassen. Sie scherte sich einen Teufel darum. " Pfft " was, konnten wir ihr schon sagen....

Sie zeigte sich wohl geschminkt in ihrer alten Nachbarschaft, wedelte mit ihrem Hintern und ihrem deutschen Papier und gab an, mit welch wichtigen Leuten im Lazarett sie ein Verhältnis habe.

Mir standen die Haare zu Berge.
Nina war unmöglich.

Sie hatte sich wahrscheinlich nie für Politik interessiert, sie begriff die Gefahr, in der sie lebte, zuerst überhaupt nicht. Das änderte sich aber im Laufe der Zeit.

Die Tötungsmaschinerie der Nazis hat vermutlich dort im Kaukasus-Gebiet den Höhepunkt ihrer Perfektion erreicht.

Es muss Anfang September gewesen sein, dass sie uns zuerst begegneten, die "Hilfswilligen" des Bataillons Nachtigall. Sie

preschten die Strasse vor meinem Lazarett herauf, vier, fünf drahtige Kosakenpferde. Darauf in deutschen Uniformen junge Männer mit Trachtenmützen, von denen ihnen eine Art durchsichtiger seidiger Umhang auf die Schultern fiel. Sie sasssen, wie bei den Kosaken üblich, nur leicht vorbebeugt, sehr steif, fast unbeweglich in ihren Sätteln. An der Seite ein grosses Schwert, ein langer, schwerer, leicht gebogener Reitersäbel. Auf dem Rücken eine russische Maschinenpistole. In der Rechten, in einer Rolle getragen, eine lange Lederpeitsche.

Im Nu waren sie da.

Die Strasse, vorher eher belebt, war wie ausgestorben.

Ich stand im Eingang zu dem ehemaligen Kino, meiner Kagen-Darm-Station, gleich neben einer grösseren Strassenkreuzung.

Auf der Kreuzung parierten sie ihre Pferde.

Diese standen nicht still, sie tänzelten hysterisch, wie ich das noch nie gesehen habe, auf dem Fleck herum.

Aufgestachelt durch ekelhaft aussehende Sporen.

Die Männer, hager, ohne eine Miene zu verziehen, schauten in alle Richtungen, jederzeit offenbar bereit, je nach Situation, mit der Peitsche zuzuschlagen, den Säbel zu ziehen oder mit der Maschinenpistole um sich zu schiessen.

Wieder gaben sie ihren Pferden die Sporen und verschwanden in irgendeine Richtung.

Ich neige nicht zu Ängstlichkeit.

Vor Menschen fürchte ich mich eigentlich garnicht.

Aber das hier war blanker Terror, war inszenierter Schrecken.

So musste die Kosakenpolizei des Zaren 1905 in die Arbeiterdemonstrationen nach dem verlorenen Krieg gegen Japan geprescht sein.

Solche Kosakenpolizisten waren wohl auch ihr Vorbild.

Jetzt sahen wir sie fast täglich.

Ich ging ihnen aus dem Weg.

Sie ritten durch die Stadt. Wir trafen sie auch in der Umgebung.

Sie verbreiteten Schrecken überall.

Die jungen Männer waren angeblich Angehörige einiger um ihre Selbstständigkeit kämpfender Kaukasusstämme, die sich als "Hilfswillige" freiwillig deutschem Kommando unterstellt hatten. Hilfswillige nannten wir alle russischen Männer, die, meist ehemalige Kriegsgefangene, in irgendeiner Form mit den Deutschen zusammenarbeiteten. Das ging von Eisenbahnarbeitern bis zu bewaffneten Posten oder, wie hier, Polizeieinheiten. Auch die Angehörigen der späteren Wlassowarmee hätten wir als Hilfswillige bezeichnet. Hilfswillige waren streng von den Kriegsgefangenen zu unterscheiden, die waren als solche gezeichnet und wurden bewacht, sie arbeiteten nicht freiwillig.

Angeblich bekämpfte das Bataillon Nachtigall auch Partisanen.

Aber es gab keine Partisanen im Kaukasus.

Die einzige Aufgabe dieser Freiwilligen, und vermutlich allein zu diesem Zweck war die Einheit aufgestellt, war die Jagd nach Juden und deren Vernichtung.

Der spätere Bundes-Flüchtlingsminister Oberländer war einer der deutschen Offiziere dieser Menschenjäger.

Im ganzen riesigen Gebiet östlich von Armawir hatten, wie sie selber mit Stolz erzählt haben sollen, als deutsche Staatsangehörige direkt nur zwei SD-Leute mit der Liquidierung der Juden zu tun. So wenige wie möglich, so wollte es Himmler, sollten beteiligt sein.

Die ganze Arbeit, das Heraussuchen der Opfer, die Verhaftung, der Transport und die Vernichtung wurde von Hilfswilligen erledigt. Eben dem Bataillon Nachtigall.

Der SD immer dabei, aber eigentlich nur, um zu verhindern, dass irgendjemand versuchte, diese Aktionen zu stören.

Das alles geschah im Kaukasus nicht mehr spektakulär, wie im Anfang des Ostkrieges, sondern leise, still und unauffällig. Hier im Kaukasus haben nur noch wenige Wissende unter den deutschen Soldaten überhaupt gemerkt, dass die Judenvernichtung unerbittlich weiter ging.

Es gab keine Ghettos oder Läger, keine Erschiessungen, nicht einmal Massenverhaftungen.

Auch wir merkten es erst, als wir selber betroffen waren.

Es muss Anfang November gewesen sein, als es geschah.

Nina liess sich im Lazarett längst nicht mehr sehen.

Dr. Naas, ein Studienrat aus Hamburg, war unser Zahlmeister, zugleich so etwas wie unser Personalchef. Mitte Oktober liess er mich kommen, ich bräuchte doch eine Dolmetscherin für meine Station.

Ich hätte doch die Nina, entgegnete ich.

Wer denn die Nina sei, von der habe er noch nie gehört und ihre Papiere habe er auch nicht. Ich hätte mich zu sagen, dass ich Ninas Pass in der Tasche trug und sagte auch nicht, wo sie wohnte. Genau hätte ich es auch garnicht gewusst.

Das wäre wohl eine ziemlich windige Sache, typisch für meine Art, die Dinge anzugehen. Wir müssten jetzt Nügel mit Köpfen machen.

Der langen Rede kurzer Sinn: ich musste zwei meiner drei Wohnzimmer (wir waren die Herren, wir lebten nicht schlecht) räumen, um einer Mitarbeiterin, einer Jüdin, mit ihrer Mutter Platz zu machen.

Sie sollte meine Dolmetscherin sein.

Ich fügte mich nur widerwillig.

Aber ich fügte mich, weil ich verstand, worum es Dr. Naas ging.

Aus seiner Bemerkung, dass er die Papiere von Nina nicht habe, schloss ich, dass er den Jüdinnen, genau wie wir es getan, die Pässe abnahm, damit diese sie nicht verrieten. Sie hatten nur deutsche Papiere in der Hand, die sie als Mitarbeiter des Lazarett's auswiesen. Zugleich nahm er sie aus ihrer Wohnung, damit sie nicht so einfach durch ihr Hausbuch gefunden werden konnten.

Das war typisch für unsere Situation. Nur bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, dass einige andere Leute im Lazarett sich auch bemühten, Juden zu helfen, und wie sie es taten. Ich habe nicht weiter nachgefragt und natürlich über meine eigenen Versuche auch nicht gesprochen. Möglicherweise hätte man viel mehr erreichen können, wenn man hätte zusammenarbeiten können. Aber das war viel zu gefährlich und hätte nur zusätzlich noch andere Probleme gebracht.

Diese neue Dolmetscherin und ich verabscheuten uns gründlich. Ich gab ihr zu verstehen, dass ich das Russisch meiner Mädchen inzwischen besser verstehe als ihr Jiddisch und dass ich sie auf meiner Station nicht zu sehen wünschte. Sie revanchierte sich: ich sei ja nicht einmal Offizier und sie wäre nur auf ausdrücklichen Befehl bereit gewesen, mit so Subalternen zusammenzuarbeiten, und so wäre es ihr nur recht. Sie verstehe sehr wohl, wieso ich mich mit "meinen Mädchen" so gut verstehe. Und dass ich es nur wisse, sie wäre nicht "so" eine.

Ich fand sie schauderhaft spiessig. In ihren Augen war ich wohl so eine Art Hooligan, wenn es diesen Begriff damals schon gegeben hätte.

Wir mochten uns einfach nicht.

Sie hatte überhaupt keine Ahnung, in welcher Gefahr sie lebte, ähnlich wie Nina.

Zwischen meinem Zimmer und denen von Mutter und Tochter lag noch ein Flur.

Wir begegneten uns fast nie.

Die Dolmetscherin muss Anfang dreissig gewesen sein, ihre Mutter

um die sechzig.

So lebten wir etwa zwei Wochen nebeneinander her.

Es wurde gerade hell. Ich wurde geweckt durch gellende, fast tierisch klingende Schreie. Ich raaste aus dem Bett über den Flur in die gegenüber liegenden Zimmer, aus denen die Schreie kamen. Die Mutter lag am Boden in ihrem Nachthemd, die Tochter, ebenso bekleidet, stand in der Ecke. Vier Mann des Bataillons Nachtigall im Zimmer. Sie schlugen mit ihren Peitschen auf die Frauen ein, brüllten irgenwelche Befehle, die ich nicht verstand. Die Frauen schrien, in Panik, vollkommen unartikulierte.

Ich brüllte, so laut ich konnte, dazwischen. Bei den Nachtigallern gab das nicht die geringste Reaktion, sie schauten sich nicht einmal zu mir um, der ich da, mich notdürftig mit einem Handtuch bedeckend, zwischen ihnen stand.

Plötzlich stand einer der beiden SD-Leute neben mir - ich kannte die beiden vom Sehen.

" Wir nehmen nur Deine Kebsen mit."

" Was fällt Ihnen ein, wie können Sie hier einfach irgendjemanden verhaften, und überhaupt, die Frauen sind Mitarbeiter des Lazarett, ich müsse sofort den Kommandeur verständigen und wo er denn den Haftbefehl habe und so weiter und so weiter....."

Ich hatte nicht den Bruchteil einer Sekunde gebraucht, um zu verstehen, was hier vorging. Was ich zu schreien versuchte, klang aber wohl nicht sehr Überzeugend.

Leicht lächelnd wies der SD-Mann auf den Rhombus, der auf seinen Ärmel genäht war, mit den Buchstaben "SD".

Er würdigte mich keines weiteren Blickes.

Inzwischen hatten die Frauen irgendetwas Mantel-ähnliches übergestreift, oder Übergestreift bekommen. Das Schreien erstarb und wich einem Wimmern. Je zwei vom Bataillon Nachtigall nahmen eine der Frauen in die Mitte und schleppten sie hinaus. Der SD-

Mann hinterher. Das Bettzeug und die Kleidungsstücke vom Abend lagen in den Zimmern herum. Es sah etwas unordentlich aus, aber eigentlich nur, wie nicht aufgeräumt.

Wahrscheinlich niemand, ausser mir, hatte überhaupt irgendetwas gemerkt.

Ich rannte zurück in mein Zimmer, zog mich an und stürzte los, Dr. Maas zu suchen. Ich fand ihn nicht gleich. Zu dieser frühen Morgenstunde schlief noch alles. Der Lazarettbetrieb begann erst viel später.

Dr. Maas fluchte, das wäre ungesetzlich, das dürften die nicht. Im Grunde war er wohl ebenso ratlos wie ich.

Maas hatte einen Wagen. Wir fuhren los.

Zuerst wussten wir überhaupt nicht wohin.

Die Strassen waren noch leer.

Die Deutschen hatten ihre mitteleuropäische Zeit mit in den Kaukasus genommen. Natürlich hatten auch die Einheimischen sich danach zu richten. So schlief jetzt beim Hellwerden auch im November noch alles, dafür wurde es aber auch um zwei schon dunkel.

Als wir etwas ratlos mit dem Wagen an eine Kreuzung kamen,

- man muss uns die Hilflosigkeit angesehen haben -

stand da ein Mann und wies mit der Hand in eine Richtung.

In die Richtung wohl, in die ein vorher vorbeikommendes Fahrzeug auch schon gefahren war.

Bald holten wir den Wagen ein. Einen Opel-Blitz-

Kastenwagen, wie wir ihn auch als Transportwagen bei unserem Lazarett hatten. Solche Wagen benutzten wir zur Beförderung von Gütern, die nicht der Witterung ausgesetzt werden durften. Ein geschlossener Holzkasten, rechts und links kleine vergitterte Fenster, nach hinten eine Tür, ebenfalls mit vergittertem Fenster. Der Wagen war, wie alle Fahrzeuge im Einsatz, mit den aktuellen,

ständig wechselnden Tarnfarben gestrichen.

Nur an Stelle des WH (Wehrmacht-Heer) vor der Nummer, hatte dieser das SS-Zeichen.

Daran erkannten wir ihn.

Irgendwo in der Landschaft standen ein paar Leute, auch einige Uniformierte.

Der Wagen hielt.

Wir stürmten los, um zu protestieren und unsere Dolmetscherinnen wieder in Empfang zu nehmen.

Da öffnete irgend jemand die Tür des Opel-Blitz. Heraus fielen einige Leichen. Ich erkannte schnell die Dolmetscherin. Jetzt sahen wir auch, wo die Menschen herumstanden, das war ein kleines Massengrab. Eine Schicht Leichen konnten wir unten schon fast abgedeckt sehen. Jetzt wurde der Wagen geleert, die nächste Schicht.

Die Opfer waren ganz einfach in den Wagen, wie in einen Gefängniswagen, gesetzt oder gequetscht worden. Während sie, genauso wie wir, dachten, es ginge zu irgendeiner Haftanstalt oder einem Lager, waren sie schon während der Fahrt durch die Abgase, die ins Wageninnere geleitet wurden, erstickt.

Wir standen fassungslos da.

Wir hatten einen Einsatz des später so berüchtigten Gaswagens erlebt.

Niemand sprach mit uns.

Alle taten, als verstünden sie uns einfach nicht.

Später haben wir uns überlegt, dass wir denen mit unserem Lamentieren wahrscheinlich vollkommen egal waren. Ihr Problem war vermutlich, dass in der Regel Kommandos, die solche Arbeiten zu verrichten hatten, zum Schluss selber liquidiert wurden, um zu verhindern, dass es zu viele Zeugen gab und um die oberste Schicht so eines Grabes zu bilden.

Die SD-Männer waren nicht zu sehen.

Sie waren wohl zu anderen Einsätzen unterwegs. Im Lazarett waren sie wohl nur dabei gewesen, um ihre Leute vor möglichen Eingriffen von unserer Seite zu bewahren.

Unter den Toten waren übrigens zwei oder drei weitere unserer jiddisch-jüdischen Dolmetscherinnen gewesen.

Dr. Kaas hat sie erkannt. Mir waren sie vorher nicht begegnet.

Das Lazarett hatte versucht, sie zu schützen.

Es war nicht gelungen.

Verrat? War man nicht vorsichtig genug gewesen? Hatten wir die Jüdinnen zu massiert beschäftigt? Wer weiss. Wir werden es nicht mehr erfahren.

Menschenleben sind wohlfeil in Kriegen.

Auch anderen, ausser den Juden, musste geholfen werden.

Unendlich viele waren ja durch den Krieg bedroht. Nur war es da mehr oder weniger Zufall, wen es betraf. Niemand war dem Vernichtungswillen der Nazis so unmittelbar ausgesetzt, wie die Juden.

Ein Mädchen wurde geschnappt, weil es die Armbanduhr von einem toten Soldaten gestohlen hatte.

Um ihre Motive wurde sich überhaupt nicht gekümmert.

Sie hätte der Feldgendarmerie ausgeliefert werden müssen. Die Feldgendarmen hätten sie wegen Leichenfledderei erschossen oder erhängen lassen. v. Heymann versuchte einen anderen Weg.

Ein Gericht wurde einberufen. Wegen der Tat gab es gar keine Zweifel. Die Zeugen waren einwandfrei. So weit ich weiss, wurde die Tat auch zugegeben. Das Gericht, v. Heymann, verurteilte das

Mädchen zu drei Tagen Schandpfahl.

In der Werkstatt des Lazarets wurde das mittelalterliche Harterwerkzeug gezimmert. Zwei Bretter, die ein Loch für den Hals und je eines für jede Hand frei liessen.

So stand sie dann an drei Tagen, jeweils solange es hell war, vom Morgen bis zum Abend, angeschlossen an der Strasse. Sie stand da mit geschlossenen Augen, sehr mager, völlig unbeweglich, in eine Art Büsserhemdchen gekleidet.

Ein Posten - ein deutscher Soldat - stand daneben, um sie vor Angriffen der eigenen Leute, der Bevölkerung von Georgiewsk, zu schützen. Dieser Schutz war nötig.

Anstatt das Mädchen zu bedauern, ihr vielleicht ein wenig zu helfen, sie zu trösten, reagierten die Einheimischen mit einer uns völlig unverständlichen Feindseligkeit. Sie spuckten sie an. Fast immer stand auf der gegenüberliegenden Strassenseite eine grössere oder kleinere Gruppe. Sie standen da nicht voller Mitleid. Sie zeigten auf sie und riefen Schimpfworte voller Wut und Verachtung. Sie hätten Steine geworfen, wäre nicht der Posten gewesen.

Auf einer Tafel über ihr prangte in Russisch ihre Straftat.

Nach den drei Tagen wurde das Mädchen entlassen.

" Lieber erschiesse, als diese Schande," soll sie gesagt haben.

Nach dem Kriege verlangten die Sowjets die Auslieferung v. Heymanns wegen angeblicher Kriegsverbrechen. Er wurde in einer entsprechenden Liste geführt.

v. Heymann erfuhr davon, weil ihn die westlichen Alliierten natürlich wegen dieser Anschuldigungen verhörten. Dabei erfuhr er auch, dass die Zeugin eben dieses Mädchen und die Hauptanschuldigung eben dieses " an den Pranger stellen " war.

Hätte v. Heymann das Mädchen erschiesse lassen, wie Hunderttausende andere erschossen wurden, hätte vermutlich kein

Haben danach gekräht. Vermutlich hätte das auch mehr der eigenen rauhen Mentalität der Bevölkerung des Kaukasus entsprochen. So kam er in Schwierigkeiten, weil er versucht hatte, "menschlich" zu sein.

Wäre v. Heymann den Russen in die Hände gefallen, wäre er wahrscheinlich, wie viele andere, erst viele Jahre nach dem Kriege als Kriegsverbrecher entlassen worden.

Seine Prinzipien hätte das nicht geändert:
Dem Kriege konnte man seine Schrecklichkeit nicht nehmen, fast nichts von den zusätzlichen Grausamkeiten der Nazie verhindern, aber wenn sich einem eine Möglichkeit eröffnete, hatte man wenigstens zu versuchen, was man konnte.
Missverständnisse mit eingeschlossen.

Während des Feldzuges waren wir über das, was an anderen Teilen der Front geschah oder gar in der Welt vor sich ging, fast garnicht unterrichtet. Das änderte sich erst Anfang September 1942.

Das Lazarett bekam ein Radio zugeteilt.
Radios, wenn sie einigermaßen leistungsfähig sein sollten, waren damals noch riesige, schwere, teure, unhandliche Geräte.
Kofferradios gab es kaum. Zwar gab es in der Einheit ein oder zwei Radios, aber meist fehlte es an Strom sie anzuschliessen, oder der Strom war nicht stark genug, das Gerät zu betreiben. Meist brauchten die Radios grosse Antennen, die waren nicht aufzustellen.

Der Apparat, der jetzt dem Lazarett zugeteilt wurde, war ein Rucksackgerät. Etwa einen Meter hoch, 50 - 60 Zentimeter breit und 30 - 40 Zentimeter tief. Es wog sicherlich nicht viel weniger

als 50 Kilo. v. Heymann brachte das Radio zu mir. Es sollte auf meiner Station aufgestellt werden, sie sei die grösste, um per Lautsprecher Musik für die Kranken zu übertragen. Und er würde dann kommen, um mit mir die englischen Sender abzuhören.

Dieses Radio war tatsächlich wohl eines der modernsten, das die deutsche Industrie damals zu liefern in der Lage war. Die dauernden Stromschwankungen glich es einigermaßen aus, sodass man ziemlich kontinuierlich hören konnte. Der Empfangsbereich umfasste Langwelle, Mittelwelle und Kurzwelle.

Alle Sendungen über grosse Entfernungen wurden damals im Kurzwellenbereich ausgestrahlt. Wir hatten grosses Glück. Über Georgiewsk hinweg lief der Richtstrahl irgendeines britischen Senders in Richtung Indien. Mehrmals am Tage sendete er ausführliche Nachrichten.

Die für uns wichtigsten Meldungen wurden, nach unserer Zeit, um zehn Uhr gesendet. Fast jeden Tag pünktlich fand v. Heymann sich ein, um die Nachrichten mitzuhören. So waren wir einigermaßen unterrichtet. Wir wussten von Rommels Rückschlügen bei Tobruk, der Landung der USA in Nordafrika. Wir hörten von den ersten Erfolgen der Amerikaner im Pazifik, von den Sorgen, die sich die Engländer in Indien wegen eines Shandra Bhose machten, der bereit war, sich auf die Seite der Nazis und Japaner zu stellen. Wir hörten von der Verteidigung Leningrads, von den vergeblichen Versuchen der sechsten Armee, Stalingrad zu erobern. Wir begriffen, dass Hitlers Armeen nicht mehr die Kraft hatten, an der übrigen Front anzugreifen, manchmal froh waren, ihre Stellungen halten zu können.

Und natürlich wussten wir es schon am Tage als es geschah, dass Stalingrad eingeschlossen war.

" Wird sich für uns die Frage ergeben, wer zuerst in Rostow sein wird, die Russen oder wir," meinte nachdenklich v. Heymann.

Rostow war der einzige Übergang über den Don.

Auf diesem Wege kam unser ganzer Nachschub, es war die einzige Rückzugsmöglichkeit für uns, die ganze Armee v. Kleist.

Tatsächlich hat sich der grösste Teil der Armee v. Kleist im Anfang 1943 über das Eis des Asowschen Meeres zur Krim hinüber gerettet.

Als der SD die beiden Dolmetscherinnen liquidieren liess, wussten wir schon von der Einschliessung Stalingrads und der Gefährdung unserer Stellung, der drohenden Katastrophe.

Die SD Leute haben es vermutlich auch gewusst.

Es war Ende Juli, Anfang August, als wir in den Kaukasus voratresen. Keineswegs alle Einheiten waren motorisiert. Einige sind mehr als fünfhundert Kilometer marschiert.

So ungeheuerlich war eine solche Leistung für damalige Verhältnisse nicht. Wenn man bedenkt, dass früher ein Bauernknecht oder Landarbeiter, als ganz normale Tagesarbeit, fünfzig oder sechzig Kilometer hinterm Pflug herzu laufen hatte, relativiert sich eine solche Leistung.

Die Truppen waren in guter körperlicher Verfassung.

Eine Ausnahme machten nur die jungen Eingesogenen vom Arbeitsdienst. Sie waren bis Georgiewsk gelaufen. Hier hatte sie der Durchfall erwischt. Obwohl sie bei mir auf der Station lagen, erholten sie sich kaum, magerten im Gegenteil zum Teil noch weiter bedrohlich ab. Mein Stationsarzt, jetzt ein älterer Mann aus Schlesien, alarmierte v. Heymann.

v. Heymann liess alle Internisten aus den Stäben in Pjädigorsk, Kislowodsk, Mineralnywody und wo er sonst noch welche aufreiben konnte, zusammentrommeln. Diesen Kongress wurden die wirklich schrecklich abgemagerten Jungen vorgeführt. v. Heymann liess sie von exzellenten Fachleuten eindrucksvoll fotografieren. Eine Resolution wurde verabschiedet, in der an die oberste Heeresleitung die Bitte gerichtet wurde, junge Männer unter zwanzig Jahren im Interesse des Erhaltes ihrer Kampfkraft nicht in halb tropischen Gegenden einzusetzen.

Man war sich damals einig, dass das Alter und die damit verbundene physische Entwicklung der entscheidende Faktor bei der Entstehung dieses Krankheitsbildes seien. Männer über zwanzig wurden einfach mit der Hitze und den unvermeidlichen Bakterien im Trinkwasser besser fertig.

Die Intervention war erfolgreich.

Unser Feldlazarett war über vier Monate in Georgiewsk stationiert. Da entstünde ein falsches Bild, wenn man den Eindruck hätte, dass wir, Volters, Heller, Sturm und andere oder ich uns als Aussenseiter durch die Gegenwart des Krieges und der Besetzung geschlichen hätten. Wir tranken gern zusammen mit den Kameraden und teilten deren Leichtsinn und ihre Fröhlichkeit. Dass wir uns in der Beurteilung unserer Rolle hier, als deutsche Soldaten in der Sowjetunion, unterschieden, kam nur selten zum Ausdruck. Die Alltagsprobleme des Lazaretts und die sich daraus ergebende Notwendigkeit der Zusammenarbeit mit allen anderen, bestimmten das Leben auch in Georgiewsk.

Im Gegensatz zu den meisten deutschen Soldaten, die an der Ostfront eingesetzt waren, hatten wir als Sanitäter beim Einsatz hinter der Front sehr mannigfaltige Verbindungen zur russischen Bevölkerung. Der Umfang unseres Lazaretts machte es nötig, viele einheimische Hilfskräfte zu beschäftigen. Die Tatsache, dass wir in Georgiewsk den Gesundheitsdienst und die russische Ärzteschaft ersetzten, brachte uns darüber hinaus mit weiten Kreisen der Bevölkerung zusammen.

Ein Urteil über das Zusammenleben in einer mittelgrossen Stadt, wie Georgiewsk zu normalen Zeiten, erlauben diese Kontakte natürlich nicht. Vieles aber, was uns da begegnete, war für uns doch sehr überraschend.

Wir waren gewöhnt, anzuordnen, was gemacht werden sollte: "Du machst das! - Du trägst das Essen aus - Du machst die Latrine - Ihr drei schrubbt das Lazarett - etc. etc...", so, wie wir es vom Arbeitsdienst und Militär her kannten.

Schon nach wenigen Tagen kamen drei meiner Mädchen, es waren aus Leningrad evakuierte Medizinstudentinnen, und erklärten mir:

" Das so nicht gut!"

In Russland wäre man das anders gewöhnt. Der Teamleiter rufe

allmorgendlich seine Mitarbeiter zusammen, erkläre ihnen, was an diesem Tage gemacht werden müsse, an Arbeit anliege, und dann würden die Arbeitskräfte sich untereinander verständigen, wer welche Arbeit heute übernehmen müsse. Das ermögliche Abwechslung untereinander und käme den Fähigkeiten und Neigungen des Einzelnen besser entgegen.

Das, so erklärten sie mir, wäre "Demokratia", so wie ich das handhabe, das wäre "Diktatura".

Das Rezept funktionierte grossartig. Anstelle mislauniger Dummelanten hatte ich plötzlich arbeitsfreudige Mitarbeiter, die fast täglich auch noch ihre "Verbesserungsvorschläge" einbrachten.

Das Eingehen auf Verbesserungsvorschläge, das selbstständige Verteilen der Arbeit untereinander gibt dem Einzelnen am Arbeitsplatz offenbar das Selbstwertgefühl, das bei Erfüllung auch unangenehmerer Arbeiten notwendig ist. Das Regime, das nicht in der Lage war, das Selbstwertgefühl des Einzelnen durch Konsumbefriedigung zu erfüllen, bemühte sich seine Leute auf diese Weise psychologisch zu motivieren.

Damals jedenfalls funktionierte diese Methode offenbar noch ausgezeichnet.

"Demokratia" war ein von den Leningrader Studentinnen immer wieder aufgeworfenes Diskussionsthema. Sie waren der Überzeugung, dass bei ihnen die Demokratie viel viel weiter entwickelt sei, als überall sonst in der Welt.

Und sie brachten durchaus interessante Beispiele vor. Im Etat einer Ortschaft wären von oben Quoten vorgegeben. Ein Drittel zum Beispiel müsse für "Kultura" - Kultur im weitesten Sinne - ausgegeben werden. Entsprechend gäbe es Quoten für Gesundheitswesen und anderes.

Wozu das Geld aber im einzelnen verwendet werde, darüber entschiede in der Sowjetunion, im Gegensatz zu allen anderen

Ländern, die Bevölkerung selber. Natürlich müsse die Schule unterhalten werden.

Aber ob von dem restlichen Geld ein Sportplatz oder ein Theater gebaut würde, sei Sache einer öffentlichen Diskussion und der Entscheidung der Einwohner.

Sie legten viele weitere sehr, konkrete Beispiele vor.

Immer wieder war ich erstaunt, in welchem Masse überhaupt offenbar die gesamte Bevölkerung an öffentlichen Aufgaben und Planungen interessiert wurde und wie gut sie Bescheid wussten.

In Woroschilowsk hatten Heller und ich uns vor der unerträglichen Hitze in das etwas kühlere Rathaus zurückgezogen. Dort trafen wir als einzigen Menschen auf ein sehr gut Deutsch sprechendes Mädchen. Sie war Studentin, erklärte sie, und helfe hier in den Ferien mit aus. Wir interessierten uns für die Statistiken, Pläne und Entwürfe, die überall an den Wänden hingen.

Woroschilowsk war eine Art Bezirkshauptstadt, und die Pläne betrafen also nicht nur die Stadt selber, sondern in weitem Umkreis die Umgebung, Gegenden, von denen wir natürlich überhaupt keine Ahnung hatten. Sie schoss los und erklärte uns Kanalsysteme und Bewässerungsprojekte, welche Bedeutung sie haben würden, welche Erträge sie liefern könnten und wann sie für die Realisierung vorgesehen wären, mit einer Kenntnis und Begeisterung, die bestimmt nicht nur der Erleichterung darüber entsprang, von uns nicht belästigt zu werden.

Ich fragte sie, woher sie denn das alles wisse. Zu meiner Verblüffung sagte sie nur: "Wieso, dass wüsstest doch alle Menschen hier." Erst allmählich lernte ich, dass das nicht nur eine Floskel war, sondern dass tatsächlich das Interesse für alle öffentlichen Projekte damals in der Sowjetunion viel weiter verbreitet war, als das zum Teil heute noch bei uns der Fall ist.

Bei Ausflügen in die Umgebung von Georgiewsk kam es immer wieder vor, dass irgendjemand plötzlich sagte: hier sei dieses oder jenes geplant, oder an Baustellen erklärte, was hier geschehen sollte.

Es hat bis lange nach dem Kriege gedauert, dass ich begriff, dass diese aus der Idee von Sowjets entwickelte scheinbare Basisdemokratie zugleich eine sehr geschickte Methode ist, die Bevölkerung zu manipulieren.

Das Sowjetsystem war jedenfalls viel geschickter im Umgang mit seiner Bevölkerung als die Nazis mit ihrem Kasernenhof-Kadaver-Gehorsam.

An Keller binden mich noch andere Erinnerungen.

Aus einem mir nicht bekannten Grunde, vermutlich, weil der Nachschub nicht nachkam, hatten wir zwei oder drei Tage Aufenthalt in Woroschilowak.

Wir fanden das Museum.

Gewöhnt an die damalige Museumsstruktur in den grossen deutschen Städten, die Gemädegalerie, Altertumsmuseum, Kunstgewerbe, Plastik, eigne Geschichte, Trachten oder Naturkunde streng trennten, waren wir überrascht von einer Ausstellung, die das alles zusammenfasste. Wie es heute auch bei uns in kleinen Heimatmuseen oft gemacht wird.

Ein alter Museumswärter zeigte uns, was er für besonders bedeutungsvoll hielt.

Plötzlich standen zwei SS-Offiziere hinter uns.

Was wir hier machten?

Wie wir dazu kämen, uns hier herumzutreiben?

Wir konnten die beiden Offiziere offenbar schnell davon überzeugen, dass wir als Studenten wirklich am Museum und nicht etwa an Plünderung interessiert waren. Als sie dann noch erfuhren, dass ich Maleriestudent sei, verlangten sie von mir, dass

ich ihnen ein Gutachten quasi über die hier ausgestellten Kunstgegenstände gäbe. Sie hätten Order, alles wirklich wertvolle sofort mitzunehmen. Was nicht so wertvoll sei, sollte hier bleiben, es stünde zum Abtransport nicht mehr als nur ein Lastwagen zur Verfügung.

Die SS-Leute hatten wirklich keine Ahnung. Wie sie zu ihrem Kommando gekommen waren, wussten sie wohl selber nicht. Heller und ich haben dann gemeinsam viele Stunden lang versucht, nach unserem höchst mangelhaften Wissen dem Museum seine einmaligen Werte zu erhalten und den SS-Leuten solche Sachen anzudrehen, die man überall bekommen konnte.

Wehe, wir wären beim Stehlen erwischt worden.

Das Deutsche Reich plünderte ganz ungeniert.

An der prähistorischen Sammlung, meiner Meinung nach der wertvollste Teil des Museums, waren die Herren überhaupt nicht interessiert. Einer machte laufend Notizen. Mit uns allen zog der sowjetische Museumswärter. Er missbilligte ganz offensichtlich eine Reihe unserer Entscheidungen. Die SS-Offiziere verstanden zum Glück offensichtlich überhaupt kein Russisch.

Ich begriff nicht ganz, was der Museumswärter eigentlich wollte. Wollte er nun wirklich hervorheben, was besonders wertvoll war, oder versuchte er auch zu erhalten, was man erhalten konnte. Ich erinnere mich noch deutlich an einen Streit: Da war eine in niederländischem Stil gemalte Jagdszene, ein Riesenschinken aus der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, mit protzigem Goldrahmen. Ich fand, das Bild sei überhaupt nichts besonderes und wollte es daher der SS andrehen. Der Museumswärter war entsetzt, das müsse unbedingt hier bleiben. Wie gesagt, ich verstand nicht, was er wollte, sollte es nun da bleiben, weil es besonders wertvoll war, oder meinte er, es sei nicht wert mitgenommen zu werden.

Und ich konnte dieses Problem mit ihm natürlich nicht diskutieren. Wahrscheinlich wäre das überhaupt schwierig gewesen. In diesem Augenblick war das natürlich vollkommen unmöglich.

Als wir das Museum durchlaufen hatten, alles was ich sagte, war notiert worden, schickte man uns weg. Als wir am nächsten Tage kamen um nachzusehen, wie der Erfolg unserer Beratung sich für das Museum ausgewirkt habe, fanden wir den Bau verschlossen und konnten auch den Museumswärter nicht finden.

Und dann zogen wir auch schon weiter.

Ein anderes, ganz unpolitisches Erlebnis mit Heller ist zu berichten:

Wir übernachteten auf dem Vormarsch in einem kleineren Dorf, vielleicht nur eine Kolchose. An diesem Abend hatte es keinen Beschuss gegeben. Zwei oder drei Kilometer vor dem Dorf hatten wir einen See passiert. Jetzt wurde es dunkel. Kein Wölkchen war am Himmel. Der Abend brachte eine kleine aber, angenehme Abkühlung. Der Vollmond schien, dass man meinte, die Zeitung in seinem Licht lesen zu können. Wir wollten schwimmen gehen und baden und uns die dicke Staubschicht der Steppe einmal gründlich abwaschen. Das Bedürfnis nach Reinlichkeit war bei den anderen wohl weniger entwickelt, das Schwimmen draussen vielleicht auch zu fremd. Keiner wollte mit.

So liefen Heller und ich alleine zu dem See zurück.

In einer Viertelstunde oder zwanzig Minuten waren wir da.

Es war wunderbar. Nur das Schreien einiger Vögel. Wir fühlten uns wie ganz alleine auf der Welt. Wir wälzten uns wohligh im warmen Wasser. Der See spiegelte den Vollmond.

Es wurde spät, und eilig ging es in Richtung Dorf zurück.

Wir stolperten beide im gleichen Moment. Die Füße hatten sich in irgendetwas verfangen. Wir wollten aufspringen. Im Nu waren wir

in ein Gewirr von Drähten eingewickelt. Flüsse, Hände, Körper, der Hals, überall Drähte. Mit jeder Bewegung schienen wir uns noch mehr zu verstricken. Wir lagen da an einem Hang im Gras in vollem Vollmondschein. Der Puls ging rasend. Jeder konnte uns abknallen. Wir konnten uns nicht vom Fleck rühren.

Wie in meinem Leben habe ich so panische Angst gehabt.

Es dauerte einige Augenblicke. Wir pressten uns so flach wie wir konnten an den Boden.

Langsam liess die Panik nach. Der Herzschlag beruhigte sich. Mühsam konnten wir uns langsam aus den Drähten lösen. Niemand schoss.

Wir waren in eine Menschenfalle geraten. Mehrere Drahtrollen von etwa einem Meter im Durchmesser hatte man zu langen Spiralen auseinandergezogen und ineinander geschoben, sodass sie eine lange Fläche von mehreren Metern Tiefe bedeckten. Solche Fussangeln, bei Tage im Gras schon kaum zu sehen, hatten die Russen als Hindernis hier am See ausgelegt. Zu unserem Glück waren die zu einer solchen Falle gehörenden Scharfschützen schon abgezogen. Und wir priesen den sowjetischen Planungsminister, der an Stelle von Stacheldraht nur glatten Draht an die Truppen geliefert hatte.

Wären wir in Stacheldraht geraten, wären wir da ohne erhebliche Verletzungen nicht herausgekommen.

So kamen wir mit dem Schrecken davon.

Zugleich wurde uns eine Lehre zuteil, wie tückisch so eine Steppe sein kann. Der See lag natürlich in einer Senke, das Dorf, in dem die Einheit lag, natürlich auch. Wir hatten durch das Draht-Abenteuer die Orientierung verloren. Trotz des Vollmondes irrten wir bis fast zum Hellwerden in der Steppe herum, bis wir endlich unser Quartier wiedergefunden hatten.

Nie wieder habe ich mich ohne Kompaes in die Steppe hinaus gewagt. Auch tags nicht, denn allzu schnell verschwinden Orientierungspunkte, die Sonne scheint auch nicht immer, und das von Georgiewsk nicht weit entfernte Kaukasusgebirge ist ebenso, wie die Alpen von München aus, nur bei bestimmten Wetterlagen zu sehen.

Heller war befreundet mit Nina.

Sie wohnten irgendwo zusammen in Georgiewsk. Nina hatte natürlich erfahren, was mit ihrer Nachfolgerin als Dolmetscher auf der Station geschehen war. Heller sagte, sie sei kuriert. Eskapaden wie zu Anfang unserer Zeit in Georgiewsk würde es nicht mehr geben.

Eines Tages kam Heller: Nina sei schwanger und sie brauche einen für unsere Verhältnisse damals ziemlich erheblichen Betrag, um in Pjädigorsk eine Abtreibung vornehmen lassen zu können.

Schwarzhandel war für uns nicht ganz einfach. Natürlich gab es einen blühenden Schwarzmarkt. Viele Soldaten unseres Lazarets waren sehr rege daran beteiligt. Aber für jemanden wie mich, der eine Station leitete, war das problematisch. Wir standen zu sehr im Blickpunkt. Ebenso kritisch beobachtet von den Patienten, wie von den Oberen unserer Einheit und auch von seiten der Bevölkerung.

Bei der Behandlung oder Betreuung russischer Patienten galt bei allen, die da mitmachten, dass man ausser Kleinigkeiten, ein paar Eiern oder Ähnlichem, nichts annahm.

Das waren wir irgendwie unserem guten Rufe schuldig.

Irgendwie gelang es aber doch einigermaßen schnell, und in solchen Fällen muss es ja schnell gehen, den Betrag

zusammen zu bekommen. Abends wurde Nina das Geld übergeben. Ganz früh am nächsten Morgen ist sie per Anhalter nach Pjädigorsk, etwa 30 - 40 Kilometer entfernt, gefahren. Schon gegen Mittag war sie wieder zurück. Ich sah sie. Sie ging, nicht weit von meiner Station entfernt, über die Strasse. Ein bisschen blass in ihrem unscheinbaren Fähnchen von Kleid und Sommermantel. Ich hatte schon verschiedentlich Frauen nach sogenannten "Küchentisch-Abtreibungen" gesehen. Nina, nach achtzig Kilometern auf offenem Lastwagen, so wie sie aussah, konnte nicht vor einigen Stunden eine Abtreibung gehabt haben. Ich war wütend und holte sie in mein Stationszimmer.

Dort setzte sie sich auf einen Stuhl, ganz klein, ganz unscheinbar, sagte kein Wort und fing ganz leise, ganz ängstlich an zu weinen. Ich wollte sie zur Rede stellen, aber es blieb mir nichts, als sie ein wenig zu streicheln und sie nach Hause zu schicken. Ganz egal, warum sie uns belogen hatte, da war im Augenblick nur ein ganz verängstigtes, verzweifelter Häufchen Unglück.

Wofür hatte sie das Geld gebraucht? Für eine Abtreibung bestimmt nicht. Die leichtsinnige, protzige Nina der ersten Wochen war das auch nicht mehr. Hatte sie vielleicht alte Schulden? Wurde sie erpresst? Oder hatten wir vielleicht, weltfremd wie wir waren, schlicht und einfach vergessen, sie mit Geld zu versorgen? Ich hatte das Gefühl, sie hatte es wirklich gebraucht, das Geld. Ich habe sie nicht gefragt. Und Heller habe ich lieber auch nichts gesagt.

" Wir haben Partisanen in Georgiewsk !"
Heller stürzte ganz aufgeregt in mein Stationszimmer.

Es muss nach dem 18. November gewesen sein. Im Kaukasus hatten wir bis zum 18. November strahlendes Sommerwetter gehabt.

Ich erinnere mich noch genau, dass wir noch am 17., wie so oft, auf dem Dach unserer chirurgischen Station an unserer Strassenkreuzung, meiner Station diagonal gegenüber, in der Sonne gelegen hatten und die im Sonnenuntergang rot schimmernden Elbrus und Kasbek, die beiden höchsten Berge des Kaukasus, bewundert hatten. Von etwa plus zwanzig fiel das Thermometer über Nacht auf etwa minus 20 Grad. Hunderte Bäume verloren unter der Last des Rauheis, der eher ein dicker Eispanzer wurde, fast alle Äste. Die Georgiewsker klagten über die Vernichtung grosser Teile ihrer die Stadt umgebenden Obstplantagen.

Es war schon kalt, als Heller mir das mit den Partisanen berichtete.

Er wäre bereits beim Chef, bei v. Heymann, gewesen und hätte Meldung gemacht.

Folgendes war geschehen: Nina war auf den Basar gegangen, um einzukaufen. Basar war jeden Vormittag auf dem Marktplatz in der Mitte der Stadt. Plötzlich wären erst ein, zwei, dann mehr Leute mit dem Finger auf sie weisend auf sie zugekommen, und als sie weglief, hinterhergerannt und hätten nur immer "Jude! - Jude! - Jude! " geschrien.

Plötzlich war ein grosser Mann zwischen sie und ihre Verfolger getreten, der hatte nur einige Worte gesagt, was, das wusste sie nicht mehr, aber damit ihre Verfolger Kraft seiner Autorität oder seiner Grösse zurückgescheucht, zumindest aber solange gestoppt, bis sie entkommen konnte.

Auf dem Weg nach Hause sei ihr der grosse Mann dann noch einmal begegnet. Er habe ihr nur zugerannt: "Fjädigorskaja 14!"

Nina wusste inzwischen, was es bedeutete, unter deutscher Besatzung "Jude" zu sein. In ihrer Todesangst lief sie zu Heller und berichtete ihm alles brühwarm, auch das mit der Fjädigorskaja 14.

Heller fürchtete Partisanen in der Stadt.

" Willst Du etwa verantworten, dass die hier alle, unsere 2 000 Kranken und auch noch unsere ganze Mannschaft, umbringen ?" fragte er mich, als ich meinte, es wäre doch nicht gleich nötig gewesen, Meldung an den Chef zu machen.

Heller war ehrlich empört über meine Gleichgültigkeit gegenüber den Partisanen. Was v. Heymann denn gesagt habe, wollte ich noch wissen. Er hätte erst etwas über dummes Weibergerede gemurmelt, sich aber dann für die Meldung bedankt und ihn wegen seiner Aufmerksamkeit gelobt.

Ich schickte Heller eiligst fort.

Die Einzelheiten würde ich schon später noch erfahren.

Ich eilte zur Pjädigorskaja 14 (Pjädigorsker Strasse 14). Einer der wenigen Ziegelbauten der Stadt. Ein kleiner Junge öffnete. Dahinter seine Mutter. Ich sagte, ich wollte den Grossvater oder die Grossmutter sprechen, eine höfliche Umschreibung für das Oberhaupt der Familie.

Dann sass ich einem garnicht grossen Älteren Mann gegenüber.

Ich erzählte ihm die ganze Geschichte.

Sagte ihm auch, dass eine Meldung mit seiner Adresse an den Chef gegangen sei.

Er versicherte mir, das er das Ganze für ein Märchen hielt und schon gar die Adresse, das könne doch nur Unfug sein, vielleicht wolle ihm jemand schaden. Ich sagte ähnlich unartikulierte, wie dass ich hoffte, er würde keine Schwierigkeiten bekommen, und wenn das dennoch der Fall wäre, dann sollte er sich doch auf mich berufen und so weiter.

Ich wollte möglichst schnell wieder weg.

Mir lief es doch ziemlich heiss den Rücken herunter bei dem Gedanken, dass der Chef die Meldung doch weitergegeben haben könnte. Vielleicht würde ich schon beim Verlassen des Hauses in die Läufe der Maschinenpistolen der Feldgendarmarie gucken.

Es war selbstverständlich, das hatte ich auch nicht anders

erwartet, dass alles geleugnet werden würde. Das war auch egal, man würde die Warnung schon verstehen, die Gefahr erkennen, in der man sich, gleichgültig welche Rolle man wirklich spielte, befand.

Das war ja auch der Sinn des Besuches.

Aber jetzt musste ich mit Grossväterchen noch auf die neue Freundschaft ein grosses Glas Schnaps trinken, und ich müsste doch bald wieder vorbeikommen, dass man miteinander reden könne. Offenbar war mein Gesprächspartner keineswegs so nervös, wie ich.

Ganz spontan war ich losgelaufen.

Die Pjädigorskaja 14 war nicht mehr als 200 - 300 Meter von meiner Station entfernt.

Erst im Laufe des Gesprächs war mir verschiedenes durch den Kopf gegangen, was hier alles möglicherweise passieren könnte. Und war ich denn sicher, dass mein Gegenüber nicht vielleicht ein Spitzel der Nachtigaller sein könnte oder Ähnliches.

Draussen blickten mir keine Maschinenpistolen entgegen.

In meiner Station angekommen, war ich mir wieder ziemlich sicher, doch richtig gehandelt zu haben, indem ich diese Leute warnte.

Ich bin natürlich nicht wieder in die Pjädigorskaja 14 gegangen.

Kur einige Tage später habe ich vorbeigeschaut.

Das Haus schien verlassen. Kein Rauch kam aus dem Schornstein.

Ich wusste nicht, war v. Heymann alleine gewesen, als Heller die Meldung erstattete. Wenn es noch einen weiteren Zeugen gab, wäre es v. Heymann schwer gefallen, die Meldung zurückzuhalten.

Ich wusste das erst zwei Tage später, als ich v. Heymann nach dem Nachrichtenhören auf Partisanengerüchte hin ansprach. Er sagte gleich einigermaßen erregt etwas von dummem Weibergeschwätz, wenn man all dem nachgehen wolle, wo käme man da hin.

Er hatte also die Meldung nicht weitergegeben.

Ich kannte v. Heymanns Motiv. Ein "Ehrenmann" würde nie einen Vorteil ziehen aus Kenntnissen, die er aus dem Angetgerede einer verliebten Frau zieht. Solches Wissen auszunutzen, das mügen Geheimdienste oder solche Organisationen, wie die Gestapo, tun.

Solch ein Ehrenkodex mag altmodisch sein. Ich weiss auch nicht, ob er angesichts der Tatsache, dass von so einer Entscheidung, wie Heller meinte, das Leben von 2 000 bis 3 000 Mann abhängen könnte, wirklich zu vertreten ist.

Für mich war die Frage, was zu tun sei, einfacher: Dieser Mann, ob es wirklich der Grossvater oder ein anderer war, weiss ich nicht, hatte unserem Schützling, der Nina, in grosser Not geholfen. Dafür durfte er nicht bestraft werden.

Es waren keine Partisanen in Georgiewsk. Und es ist auch nichts passiert.

Wenn es auch keine Partisanen im Kaukasus gab, so gab es doch selbstverständlich irgendwelche russischen Untergrundorganisationen, wahrscheinlich im wesentlichen zur Beschaffung von Nachrichten. Von Aktionen zu Gunsten der Bevölkerung oder zur Befreiung von Gefangenen habe ich nie etwas gehört.

Wir haben uns aber auch um solche Fragen nicht gekümmert.

Wir Soldaten wurden natürlich überall gewarnt, wegen der Spionengefahr nicht über unsere Einheiten, deren Einsätze etc. zu sprechen.

Aber ich glaube, unsere russischen Stations-Mädchen, die selbstverständlich beim Pillenausteilen oder Bettenmachen mit den

Patienten herumschäkerten, hätten trotzdem leicht alles, was sie wollten, erfahren können.

Einmal sind wir aber doch über die Auswirkungen dieses Nachrichtendienstes direkt gestolpert.

Wir sonnten uns auf dem schon erwähnten Dach unserer chirurgischen Station. Der Blick ging weit über die Landschaft hin. Im Nord-Westen stieg eine riesige Staubwolke aus der Steppe auf. Da wir völlig ahnungslos waren, fragten wir, ob das wohl eine Art Windhose oder so etwas wäre.

"Nein, nein," sagte eines der Mädchen, das wäre nur die soundsovierte Division, die dort anrücke.

Und eine andere fügte hinzu, die käme gerade aus Afrika und solle morgen oder Übermorgen die Stellungen zwischen Mosdok und Grosny angreifen.

Die wussten das ganz selbstverständlich.

Wir hatten keine Ahnung.

Auch unser Verwaltungsoffizier, bei dem ich vorsichtig nachfragte, hatte davon ganz offensichtlich nichts gehört.

Wir erlebten dasselbe noch einmal, als die SS-Division "Wiking" zum Angriff auf Grosny vorrückte. Unsere Mädchen wussten nicht nur den Namen, den wir noch nie gehört hatten, sie wussten auch, dass diese Division zur Hauptsache aus Soldaten bestand, die in den baltischen Ländern rekrutiert waren.

Höheren Funktionären oder deren Angehörigen sind wir auf unserem Feldzug nicht begegnet. Die einfachen Mädchen aus dem Ort schimpften, die seien alle evakuiert worden. Uns gegenüber gaben sich die einfachen Leute übrigens überhaupt nicht sehr

sowjetfreundlich. Politische Argumente hatten sie natürlich nicht. Aber sie schimpften auf die Funktionäre, in welchem Luxus die lebten und wie schlecht sie mit den Leuten umgingen. Genau, wie bei uns in der Nazizeit geschimpft wurde.

Ein beliebtes Opfer solcher Mürgeleien war Stalin selber. Im Stile der Regenbogenpresse wurden seine Liebchaften mit Ballerinen, Orgien im Politbüro und Ähnliches kolportiert.

Ganz anders waren da meine Medizinstudentinnen aus Leningrad. Oben habe ich schon davon geschrieben, wie sie "ihr" System als perfekte Demokratie darstellten. Sie und andere dieser Schicht, die wir kennen lernten, wahrten uns, den Besatzern, gegenüber ganz streng das Gesicht ihres Landes.

Unterlief uns ein ärgerliches Wort zum Beispiel über die elektrischen Installationen oder Ähnliches, betonten sie sofort, dass ja der Bürgerkrieg zwischen Weiss und Rot in ihrem Lande gerade erst zwanzig Jahre vorbei sei und man so schnell eben nicht alles aufbauen könne.

Ich kann mich nicht erinnern, von diesen Leuten ein kritisches Wort über das Sowjetsystem oder Stalin gehört zu haben. Sie waren sicher zu stolz, sich auf diese Weise anbiedern zu wollen.

Eine Kuriosität sei hier noch erwähnt: Alle Russen, wenn sie es wagten darüber zu sprechen, bezeichneten die SS als "Trotzkisten".

Unter Stalin war der Begriff Trotzkismus offenbar zu einem

Synonym für politische Verbrechen überhaupt geworden.

Ein Problem, das uns belastete und für das wir überhaupt keine Hoffnung sahen, war das Problem der Kriegsgefangenen.

Ich sprach öfter mit v. Heymann darüber, aber er wusste auch keinen Rat.

Wir wussten, dass die Nazis im Winter 1941/42 die russischen Gefangenen in den Lagern ziemlich systematisch durch Hunger und Flecktyphus umgebracht hatten. Flecktyphus ist eine durch Kleiderläuse übertragene besonders auf das Magen-Darm-System wirkende Infektionskrankheit, die, auch sonst nicht ungefährlich, bei schlechtem Ernährungszustand mit grosser Sicherheit zum Tode führt. Darum wohl auch der Name Hungertyphus.

Einer aus unserer Einheit hatte in einem solchen Kriegsgefangenenlager "gearbeitet". Er schilderte, wie man die Flecktyphuskranken systematisch auf die verschiedenen Baracken verteilt habe, um alle anzustecken. Er war stolz, dadurch einen gewissen Ruf erlangt zu haben, dass er die hoch fiebrigen, delirierend durch das Lager wankenden Gefangenen zu Hunderten "erlöste" habe, indem er ihnen die Köpfe in die Regentonnen tauchte.

Wenn der Rückzug losginge, würden sie alle Kriegsgefangenen erschiessen, meinte v. Heymann. Dass der Rückzug losgehen würde, war für uns angesichts der Lage um Stalingrad, die wir ja aus dem englischen Rundfunk kannten, keine Frage.

v. Heymann war in Georgiewsk so etwas wie ein Stadtkommandant, weil er der Älteste mit dem höchsten Dienstgrad war. Theoretisch war er also auch Befehlshaber über das Kriegsgefangenenlager am Ort.

Die Gefangenen, es waren wohl nur einige hundert, hungerten schrecklich.

Fünfzig bis sechzig Mann wurden täglich vom Lazarett zu den verschiedensten Arbeiten angefordert. An diesen Tagen wurden sie im Lazarett gepflegt. Da die Gefangenen sich ständig untereinander abwechselten, war das eine gewisse Hilfe.

Im Lager herrschte Flecktyphus. Würde v. Heymann jetzt verlangen, dass Medikamente etc. in das Lager gebracht würden, mit dem Argument, die Seuchengefahr zu bekämpfen, würde man ihm zugleich vorgehalten haben, dass er die Gefangenen trotz der Ansteckungsgefahr im Lazarett arbeiten liess.

Und mehr Verpflegung für das Lager zu beschaffen, ging über die Befehlsgewalt von v. Heymann hinaus.

Ich war nur einmal mit einem unserer Ärzte im Lager selber. Das Elend war unbeschreiblich.

Die Gefangenen hatten gesagt, dass ihr Major ernsthaft erkrankt sei. Die Offiziere durften das Lager zu Arbeiten nicht verlassen. Formalerweise sind Offiziere und Mannschaften immer in getrennten Kriegsgefangenenlagern untergebracht. Aber hier gab es wohl kein Offizierslager.

Wir standen vor einer Liegestatt von schmutzstarrenden Lumpen auf dem nackten Boden. Der Major war sicherlich kaum fünfundzwanzig. Trotz hohem Fieber ganz bei sich. Entschuldigte sich höflich, dass er nicht aufstehen könne, bedankte sich, dass wir gekommen wären, es stünde im Augenblick nicht gut mit ihm. Er wusste, dass er sterben musste, die Russen nicht rechtzeitig hier sein könnten. Und wenn sie kämen, er dann vermutlich vorher umgebracht werden würde.

So stand der Doktor in schmieriger Uniform vor dem unbeschreiblich elenden Lager des Sterbenden, und es entwickelte sich fast so etwas wie ein "small talk" zwischen den beiden, den ich übersetzte.

Ein paar Tabletten übergab ihm der Doktor.

Als wir gingen, meinte er gleich, wir könnten ihm vermutlich auch dann nicht mehr helfen, wenn er in ein richtiges Krankenhaus käme. Eine richtige Therapie für Fleckfieber hatte man damals meines Wissens auch noch nicht.

Die Situation für die Kriegsgefangenen war hoffnungslos,

nicht nur für den Major, für alle.

Was wir durch die Abkommandierungen zu Arbeiten im Lazarett tun konnten, erleichterte ihnen in Augenblick wohl das Leben, half ihnen aber letztenendlich auch nicht.

Das erfreulichste Kapitel unserer Zeit in Georgiewsk war wohl die ärztliche Betreuung der Zivilbevölkerung.

v. Heymann hatte einfach den Befehl ausgegeben, dass jeder verpflichtet sei, darauf zu achten, dass am Ort keine Seuchen aufkommen könnten, die das Lazarett und seine Patienten gefährden würden. Jeder habe darauf zu achten, und auch Verdachtsfälle wären sofort zu melden.

Damit wurde jeder, besonders natürlich die Ärzte, sozusagen verpflichtet, sich um die Gesundheit der Einheimischen zu kümmern. Dass man den Befehlen von oben, die die ärztliche Betreuung der Russen verboten, zuwiderhandelte, wurde mit der Gefährdung der Gesundheit der deutschen Soldaten begründet. Solche Sophistereien waren natürlich nur hier im Frontbereich möglich.

Da ich kein Arzt war, hatte ich mit der Betreuung der russischen Patienten direkt nichts zu tun. Aber ich wurde oft gebeten, einen Arzt zu vermitteln, oder als Dolmetscher mitzugehen, oft wohl auch einfach nur angesprochen, weil ich viele Leute kannte.

Viel war ich mit Dr. van Eyck unterwegs, unserem Chirurgen. Er war ein junger, energischer Mann aus dem Freundeskreis v. Heymanns. Wir kümmerten uns besonders um in der Bevölkerung immer wieder auftretende Fälle von Typhus Abdominalis, der gefährlichen Form des Typhus. Hier bestand möglicherweise wirklich eine gewisse Seuchengefahr.

Die deutschen Soldaten waren alle gegen Typhus geimpft. Typhus war eine der Geisseln des Mittelalters gewesen, die Gefahr einer Ausbreitung der Seuchen durch infiziertes Trinkwasser war nicht von der Hand zu weisen.

Typhus-Fälle waren eigentlich zu melden. Aber van Eyck meinte, es wäre garnicht abzuschätzen, in welche hysterischen Reaktionen die Stäbe oben verfallen könnten, wenn man das täte, und was mit den Kranken geschehen würde. Wir wollten lieber versuchen, das auf örtlicher Ebene zu bereinigen.

So war ein erheblicher Teil unserer Arbeit, den Familien die nötigen Hygienenotwendigkeiten zu erklären und sie zu deren Einhaltung zu verpflichten. Das funktionierte erstaunlich gut, vermutlich weil die Leute selber oder wohl zumindest irgendwelche Nachbarn eine Ahnung von der Gefährlichkeit dieser Krankheit hatten. Wir haben es nicht erlebt, dass eine ganze Familie erkrankte oder ähnliches. Man hatte die Bevölkerung wohl auch schon gelehrt, dass besonders die Kinder fernzuhalten waren. Die Versorgung direkt übernahmen ältere Frauen, die angaben, selber schon einen Typhus gehabt zu haben.

Unglaublich fast waren unsere Heilerfolge. Wir haben mehrere Fälle gehabt, ganz typisch Typhus Abdominalis mit belegter Zungenspitze, eingegrenzt von einem roten Dreieck, die schon nach wenigen Tagen, wir konnten ihnen nichts anderes als Mittel zur Stärkung des Kreislaufs geben, wieder vollkommen gesund waren. Deutsche Soldaten waren meist wochenlang krank, ihnen fielen die Haare aus, und es galt in den Sanitätseinheiten die Faustregel, dass ein Typhus mindestens ein halbes Jahr Dienstaussfall bedeutete. Die Widerstandskraft der russischen Bevölkerung war anscheinend viel grösser als unsere.

Ich will garnicht bestreiten, dass wir die Rolle als Samariter durchaus genossen haben. Bei keiner Arbeit haben wir uns so wohl gefühlt.

Die Zeit unseres Abzuges rückte näher.

Der Kessel um Stalingrad zog sich immer enger zusammen. Die Luftbrücke, über die die deutschen Truppen zeitweise versorgt wurden, war zusammengebrochen. Hilfsgüter und Nachschub konnten nur noch abgeworfen werden. Vorstöße zum Entsatz von Stalingrad waren gescheitert.

Es war nur eine Frage der Zeit, wann die Rote Armee auf Rostow vorstossen würde, um auch die Truppen im Kaukasus abzuschneiden.

Hitler könne sich keinen zweiten Kessel leisten, meinte v. Heymann, wir würden hier also schon noch rechtzeitig den Rückzugsbefehl erhalten.

In dieser Zeit begannen die Leningrader Studentinnen eine seltsame Diskussion: ich sollte doch hier bleiben, ich wäre doch kein Nazi und ich hätte so vielen geholfen, die würden mir beistehen und die Rote Armee würde das würdigen. Nicht einmal als Kriegsgefangener würde ich wahrscheinlich behandelt werden. Das klang alles sehr verlockend.

Und mich hier am Ort so lange zu verstecken, bis die Deutschen tatsächlich weg wären, das wäre überhaupt kein Problem.

Ich habe ziemlich lange und gründlich darüber nachgedacht. Viele andere Nazigegner sind tatsächlich übergelaufen.

Ich habe mich nicht dazu entschliessen können.

Erstens galt für mich das Argument, das ich ja auch im Falle Fenjas vorgebracht hatte, ich war Deutscher und kein Russe. Gewollt oder ungewollt war man mit dem Schicksal des eigenen Landes verbunden.

Zum anderen erlebten wir ständig die Willkür irgendwelcher oberen Stellen in der Nazihierarchie, für die die Leute unten nur etwas bedeuteten, wenn sie gerade mal "nützlich" waren. Und ich glaubte meinen Sirenen nicht, dass das in der Sowjetunion alles so vollkommen anders - gerecht und grosszügig - wäre. Ich habe wohl

nicht ganz zu unrecht befürchtet, dass diese Mädchen für ihr Regime ebenso voreingenommen waren, wie viele Hitlerjungen bei uns für die Kasidiktatur.

Dann kam der Abmarschbefehl.

Zwischen Weihnachten und Neujahr wurden alle transportfähigen Kranken in Lazarettzüge verladen.

Sylvester hatten wir alles gepackt.

Sylvester wurde noch gross gefeiert. Es war ein melancholisches Fest. Niemand kann so schön melancholische Feste feiern wie die Russen. Viele der ehemaligen Patienten kamen vorbei, brachten Schnaps, etwas Machorka oder etwas zu essen. Es war ein ständiges Kommen und Gehen. Balalaika, Ziehharmonika oder Schifferklavier spielten die ganze Nacht, und wir sangen die herrlichen russischen Volkslieder, bei deren wehmütigen Melodien einem ja auch schon ohne Weinseligkeit und Abschiedsrührung die Tränen kommen können.

Mina schaute auch vorbei an dem Sylvesterabend.

Kur mal eben ganz kurz.

Am 1. Januar 1943 verliess das Feldlazarett Georgiewsk.

Ich habe es wenige Tage später verloren und nur einen Teil der Leute erst bei dem unerfreulichen Treffen in den fünfziger Jahren wieder in Hamburg gesehen.

Am zweiten oder dritten Januar rückte die Rote Armee in Georgiewsk ein. Ich hoffe, Mina hat diese zwei Tage auch noch überlebt.

Ihren Pass habe ich noch bis heute bei meinen Papieren.